

Deutschtum im Ausland

Zeitschrift des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart

Jahrgang 21

November 1938

Heft 11

Zwanzig Jahre Dienst am Sudetendeutschtum

Die wahre Größe des Zusammenwachsens Großdeutschlands durch die geschichtlichen Ereignisse dieses Jahres 1938 werden wohl erst die kommenden Geschlechter voll ermessen können. Denn wir Miterlebenden werden von der Wucht des tatsächlichen Geschehens und dem stürmischen Schrittmäß seines Ablaufs so in Atem gehalten, daß wir nicht in der Lage sind, alles Wichtige wirklich ganz wahrzunehmen oder zu begreifen.

Wenn unsere Zeitschrift und ihre Schriftleitung von der Heimkehr des Sudetendeutschtums ins großdeutsche Vaterland besonders stark berührt werden, so bedarf das keiner näheren Begründung; denn wir fühlten uns während der letzten 20 Jahre immer mit dem Sudetendeutschtum und seinem Kampf auf das engste verbunden. Wir können heute mit Stolz bekennen, daß wir durch unsere Zeitschrift mit dazu beitragen durften, das Verständnis auch für die sudetendeutsche Frage bei den Deutschen im Reich und in den übrigen Teilen der Welt aufgelockert und damit den Deutschen in den Sudetenländern eine Hilfsstellung gegeben zu haben.

Als vor nunmehr genau 20 Jahren die „Mitteilungen“ des D.A. als eines „Museums und Instituts zur Kunde des Auslandsdeutschtums und zur Förderung deutscher Interessen im Ausland“ zu erscheinen begannen, da geschah dies zu einer Zeit tiefster deutscher Erniedrigung und erfolgte naturgemäß zunächst vom Blickpunkt des in seinen Grundfesten aufs schwerste erschütterten Zweiten Reichs. Es ist ungemein lehrreich, an Hand der ersten Jahressbände unserer Zeitschrift zu erkennen, wie stark die Anfänge der volks- und auslandsdeutschen Arbeit im Reich der ersten Nachkriegszeit auf Uebersee, auf Reichsdeutsche im Ausland, auf Not und Entschädigung der verdrängten Auslandsdeutschen, auf Beratung und Lenkung neuer Auswanderer u. a. m. eingestellt waren, wie man gegenüber der deutschen Aufgabe im Osten und Südosten zunächst versagte und dem stürmischen Anschlußbegehren der Deutschen in Oesterreichs Alpen- und

Sudetenkändern fast völlig verständnislos gegenüberstand. Es treibt einem sogar die Schamröte ins Gesicht, wenn man die großen Demonstrationen der Sudetendeutschen für das Selbstbestimmungsrecht vom 4. März 1919 im echt „jüdischen Zeitungsjargon“ als einen „interessanten politischen Streit“ gekennzeichnet findet. Erst in der nachfolgenden Nummer (Mai 1919) bringt ein Aufsatz über „Die Lage der Deutschen in den besetzten Gebieten Deutsch-Oesterreichs“ aus der Feder von **V e n n o J m e n d s r f f e r - W i e n**, eines Neffen von **Edmund Steinacker**, den Ausgleich.

In den ersten Jahrgängen wurde, den Auffassungen im damaligen Deutschland entsprechend, der Lage der Reichsdeutschen in der Tschecho-Slowakei mehr Interesse entgegengebracht als der der Sudetendeutschen; es wurde jede „Irredenta“ abgelehnt und eine Besserung der Lage des Deutschstums in den Sudetenländern von einem Appell an das Weltgewissen erhofft; auch bei einer Darstellung der deutschen Parteiverhältnisse in der Tschecho-Slowakei spürt man deutlich die Unsicherheit des Verfassers im Hinblick auf die Vielzahl der Parteien im Reich. Trotzdem begegnen wir von Ende 1920 ab und insbesondere 1921 einer Reihe von Aufsätzen aus dem sudetendeutschen Kampf, über Deutschenverfolgungen, die Bekämpfung der deutschen Sprache, die Vernichtung der Schulen u. a., sowie von solchen über Einzelgebiete wie Böhmen, Mähren und die Slowakei. Auch Prags deutsche Seele und der Böhmerwalddichter **H a n s W a h l i k** finden ihre Verführer. Vor der „Prager Presse“, dem tschechischen Regierungsorgan in deutscher Sprache, mit dem führende Männer und Organisationen des parlamentarisch-demokratischen Deutschland in Tausenden von Freistücken überschwemmt wurden, wurde scharf und eindeutig gewarnt.

Als der Verfasser dieses Rückblicks im Jahre 1923 die Schriftleitung der Zeitschrift übernahm, kam er unmittelbar von seinen Reisen und Studien in den Gebieten der Donauschwaben. Es lag nahe, daß er, geschult an den Verhältnissen im Süden der alten Donaumonarchie, nun auch den Kämpfern der Sudeten- und Alpendeutschen sein besonderes Augenmerk zuwandte. Reisen in Böhmen—Mähren—Schlesien (1923/24) dienten nicht nur der eigenen Unterrichtung, sondern auch der Gewinnung gelegentlicher und ständiger Mitarbeiter; 1931 und 1934 konnten weitere Teile Böhmens und der Slowakei besucht werden.

Voll tiefer Dankbarkeit gedenke ich heute der zahlreichen Freunde und Mitarbeiter, die sich im Laufe der Jahre furchtlos und uneigennützig, zum Teil unter Gefährdung ihrer eigenen Daseinsbedingungen im tschechischen Staate, in den Dienst der Zeitschrift stellten und dadurch erst die Möglichkeit schufen, wirklich erschöpfend über die wechselvollen Entwicklungen und den Lebenskampf des Sudetendeutschstums zu berichten. Wenn ich hier einige Namen nenne, so möge ihre Anführung zugleich all die ungenannten Kämpfer mit einschließen, die Briefe, Kurzberichte und Bilder schickten, und vor allem auch diejenigen, denen aus der Verbindung mit der Zeitschrift und unserem Institut Verfolgungen, Hausdurchsuchungen, ja sogar Geld- und Gefängnisstrafen erwuchsen. Namentlich genannt seien die Senatoren **Dr. Wilhelm Medinger** und **Hans Hartl**, die Abgeordneten **Hans Knirsch** †, **Kallina**, **E. Kundt** und **Dr. Gustav Peters**, von denen der letztere eine große Zahl von Beiträgen in Aufsatz- und Berichtsform schrieb; ferner die Dichter **K. H. Strobl**, **Hans Wahlik** und **Friedrich Jaksch-Bodenreuth**.

Es kam dann die Zeit nach 1933, in der mit dem Sieg des Nationalsozialismus im Reich und der fast gleichzeitig sich verschärfenden Bedrückung der Sudetendeutschen die Möglichkeit einer unmittelbaren Berichterstattung aus der Tschecho-Slowakei mehr und mehr aufhörte. Im Reichsgebiet lebende Sudetendeutsche sprangen in die Bresche, wie **Dr. Otto Klehl** und **Dr. Karl Viererbl**, oder reichsdeutsche Fachgelehrte, wie

Dr. Franz Arens mit seinen nationalwirtschaftlichen Chroniken, oder endlich Mitarbeiter aus dem engeren Kreise des DZ., wie Dr. Max Carstanjen† und Dr. Walter Schott.

Kein Lebensbereich des Sudetendeutschums blieb im Laufe der Jahre unberücksichtigt: Die Reichenberger Hochschulwochen, die Schulen, Hochschulen und Studentenschaften, Dichtung und Buch, Kunst und Kunsthandwerk, Theater, Presse, Leibesübungen, der wirtschaftliche Abwehrkampf, Hunger und Hungersnot, das Volkssterben . . . 1928 wird die Bedeutung des Deutschen Turnerverbandes als des größten die Leibesübungen pflegenden sudetendeutschen Verbandes hervorgehoben. 1929 werden vergessene Siedlungen des Slowakei-Deutschtums ins Licht der Volksöffentlichkeit gerückt. 1930 wird das Auslandstschementum in einer größeren Abhandlung dargestellt. 1933 im November erscheint zum ersten Male ein Bild Konrad Henleins, und im April 1936 wird Henleins Kulturprogramm veröffentlicht. Politisch und entwicklungsgeschichtlich ungemein aufschlußreich ist ein Vergleich der beiden Aufsätze über die sudetendeutsche Presse in den Sonderheften von 1928 und 1938. Schließlich spiegeln die Aufsätze und Lageberichte fast jedes einzelnen Heftes der beiden letzten Jahrgänge die ungeheure Kraft und Dramatik des allerjüngsten Geschehens wider.

Und wenn wir hier — ausnahmsweise — unseren Lesern einen Einblick in unsere Schriftleitungswerkstatt geben, so soll das Eine nicht verschwiegen werden: Walter Kappé, der fast zwölf Jahre im Amerikadeutschtum tätig war und der erst vor Jahresfrist in unsere Schriftleitung eintrat, ohne sich vorher eingehender mit Fragen des europäischen Außendeutschtums befaßt zu haben, war so erfüllt von der Größe der geschichtlichen Stunde, daß er, veranlaßt durch eine flüchtig gegebene Anregung von mir, in wenigen Nächten die Dokumente zusammentrug und den Hauptteil des Oktoberheftes

„Sudetendeutschland kehrt heim“

niederschrieb.

Neben der Zeitschrift „Deutschum im Ausland“ hat sich unsere Pressekorrespondenz, zumal in den letzten fünf Jahren, für den sudetendeutschen Kampf eingesetzt. Nach der Gründung der Sudetendeutschen Heimatsfront durch Konrad Henlein ist sie im Oktober 1933 unter dem Ruf „Die Reihen dicht geschlossen“ für die Einigung des Sudetendeutschtums eingetreten und — wurde daraufhin sofort von der Prager Regierung für die Tschecho-Slowakei verboten. Leitartikel der Korrespondenz waren im Juni 1935 nach den Parlamentswahlen überschrieben: „Beslaggen, Beleuchten und Ansammeln verboten!“ und im November mit der erschütternden Frage: „Loyalität bis zum Verhungern?“ Von den bisher im Jahre 1938 erschienenen 25 Folgen der Pressekorrespondenz wurde jede vierte mit einem Leitartikel sudetendeutschen Inhalts eröffnet, eine war Konrad Henlein zu seinem 40. Geburtstag und eine Doppelfolge ausschließlich der Heimkehr des Sudetendeutschtums ins Reich gewidmet.

Hermann Rüdiger

Förderung des volksdeutschen Gewissens durch Selbstunterricht

Nachdem das Auslandsdeutschtum und das Volksdeutschtum heute wieder ein geistiges und seelisches Glied der Gesamtnation geworden sind, sehen wir es als eine vordringliche völkische Pflicht an, unsere Volksgenossen draußen in ihrem Kampf um die Erhaltung des angestammten Volkstums in ihrer Befinnung auf die blutsmäßige Grundlage ihres Daseins zu unterstützen und vor allem auch den Kindern deutschen Blutes eine deutsche Erziehung in ihrem Gastland zu ermöglichen, um sie später vor dem Besuch fremder und damit auch fremdgeistiger Schulen zu bewahren. Der Kampf um das Dasein ist für unsere Volksgenossen in aller Welt zugleich Kampf um das Deutschein. Der Außendeutsche ist in eine fremde Umwelt und eine fremdvölkische Nachbarschaft hineingestellt, mit denen er sich täglich auseinanderzusetzen hat, wobei er schon in frühester Kindheit mit nur erahntem Wissen um die biologischen Grundsätze des Lebens verschiedener Rassen in demselben Raum, zwischen Volkstum und Volkstum unterscheiden lernt (vgl. R. Csaki, Von der Gewissensnot des auslanddeutschen Lehrers und Kindes, aus „Unterricht und Forschung“, 6. Jg. 1934, S. 28—31). Das Kind bereits ist den Gefahren der Umbildung und Assimilierung, der Zweisprachigkeit und des seelischen Zwiespalts ausgesetzt. Die deutsche Sprache zuvorderst stärkt die Gemeinschaftskräfte, und so gilt der erbitterte Kampf der fremden Staaten gegen die deutschen Volksgruppen vor allem den Schulen. Aufgestellte Statistiken über die Schließung von deutschen und die Errichtung von fremden Schulen, über Abnahme der Schülerzahl in fast allen Deutschumsgebieten der Welt sprechen eine beredte Sprache. Welche aus dem Haß geborenen Methoden beispielsweise die Tschechen einschlagen, um den Sudetendeutschen Schulen wegzunehmen, darüber berichtet uns leidenschaftlich und anklagend Gottfried Rothacker in seinen Büchern „Die Kinder von Kirwang“ (Berlin. 1938) und „Das Dorf an der Grenze“ (München. 1936), wo wir aus dem Munde des Schullehrers Ortwin Hartmichel hören:

„Da wißt Ihr alle, daß in Altendorf eine deutsche Schule steht, die den Tschechen so gut gefällt, daß sie sie selber gerne hätten. Das Gesetz gab Ihnen keine Möglichkeit, den Deutschen in Altendorf die Schule zu nehmen, solange die Schülerzahl nicht kleiner wurde. Denkt an unsere Margarete Bish, und Ihr wißt, wie man da vorging. Die Behörde stellte fest, daß zwölf Kinder nicht deutsch wären. Das war die Zahl, die man brauchte, um ans Ziel zu kommen. Man verbot den Kindern, die Schule zu betreten. Die Kinder weinten, die Eltern lachten, bitter und unglaublich. Man sollte ihnen Vorschriften machen dürfen, ob sie ihre deutschen Kinder deutsch erziehen dürften oder nicht? War das je da? Man wollte doch sehen, ob man Eltern das einfachste und heiligste Recht, über das Schicksal ihrer eigenen Kinder zu bestimmen, streitig machen könne! Sie erklärten, sie würden ihre Kinder selbstverständlich weiter in die deutsche Schule schicken. Als die Kinder andern Tags den Schulhof betreten wollten, trieben drei Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett die in Todesangst schreienden Kinder auseinander.“ . . .

„In Stöttitz haben sich die Deutschen vor vielen Jahren, noch vor dem Kriege, eine Schule gebaut und haben sie selbst bei Heller und Pfennig bezahlt. Jetzt hat man ihnen die Schule gestohlen und den zugewanderten Tschechen geschenkt.“ . . .

„Viele tausend deutsche Schulen hat man den Deutschen bis heute genommen. Wie viele tausend deutsche Kinder müssen darunter leiden? Und doch ist es bis nun kein voller slawischer Erfolg. Die Kinder gehen zu Tausenden übers Land und suchen die deutschen Schulen auf, die man uns noch ließ. Denn sie wollen deutsch bleiben, wenn sie auch an einem Tage mehr Opfer dafür bringen müssen als hundert ahnungslose deutsche Spießer in ihrem ganzen Leben. Da las ich heute in der gleichen Zeitung: Eines dieser Kinder fiel auf der Landstraße einem Unglück zum Opfer. Sein deutscher Schulgang wurde sein letzter Weg. Erinnert Euch dabei jenes Kindes, das im vergangenen Jahr auf dem Heimweg umkam! Es war zurückgeblieben, weil es dem Vater noch schnell einen Pfeifenkopf kaufen sollte. Es holte seine Gefährten, mit denen es sonst den Weg gemeinsam zurücklegte, auf dem tiefverschneiten Waldweg nicht mehr ein. Als man es suchen ging, fand man es tot, den Pfeifenkopf getreulich in seinen erfrorenen kleinen Händen. Wie hätte die Welt getobt, wenn solches einem tschechischen Kinde in Deutschland geschehen wäre? Wir dagegen können heute nichts anderes tun als solchem Kinde ein mahnendes Denkmal in unser Gewissen setzen, damit wir seiner nicht vergessen, dem deutschen Volke zuliebe.“

Etwa zwei Drittel aller deutschen Kinder im Ausland, das sind mindestens zwei Millionen, haben heute keine Möglichkeit zum Besuch einer deutschen Schule. Und diese Kinder laufen Gefahr, dem deutschen Volkstum verloren zu gehen, weil sie eine fremdvölkische Schule besuchen müssen und damit fremdgeistigem Einfluß ausgesetzt sind. So muß neben die deutsche Schule und sogar an deren Stelle das Elternhaus treten, das damit eine verantwortungsvolle vorschulische bzw. unterrichtsersetzende Erziehungsaufgabe zu leisten hat. Dazu wäre es schon lange nötig gewesen, daß der deutschen Mutter — denn auf ihr wird immer die Hauptlast des Selbstunterrichts ruhen — ein Hilfsbuch oder eine Methodik des Unterrichts an die Hand gegeben wurde, mit der sie ihre Kinder zwei bis drei Jahre hätte selbst unterrichten und deutsch erziehen können. Die Holländer haben schon sehr lange Zeit mit der sogenannten Clercq's Methode eine solche Anleitung für die unterrichtende Mutter geschaffen (vgl. Walter G. Perll, Wie ersetzen wir Urwaldpflanze unseren Kindern die fehlende Schule. „Die Deutsche Schule im Auslande“, 29. Jg. 1937. S. 8—10).

Für den Deutschunterricht in der Schule selbst gibt es mehr oder weniger geeignete Fibeln, methodische Anleitungen und Bücher — wir erinnern etwa an den „Struwelpeter“ von Heinrich Hoffmann (vgl. „Die Deutsche Schule im Auslande“ 30. Jg., 1938, S. 181 f.). Aber für die Hand der Mutter gab es bislang noch keine Unterrichtsanleitung. Dort wo in der „Deutschen Schule im Auslande“ die holländische Methode erläutert wird, heißt es zugleich:

„Diese Zeilen wurden geschrieben, weil es uns bis heute nicht geglückt ist, ausfindig zu machen, ob eine ähnliche Methode für deutsche Kinder und Eltern besteht.“

Und weiter lesen wir (vgl. „Die Deutsche Schule im Auslande“ 30. Jg. 1938, S. 105):

„ . . . Daß der Mangel einer solchen Anleitung nicht nur von Farmern und Urwaldpflanzern sondern auch von deutschen Handwerkern in der europäischen Diaspora empfunden wird, beweisen uns wiederholte Zuschriften. So schreibt uns vor kurzem ein Berufskamerad: „Eine deutsche Familie in B. fragt mich nach einem Weg, wie sie ihrem Kind den ersten Unterricht selbst erteilen kann. Eine deutsche Schule gibt es dort weit und breit nicht, in eine andere wollen die Eltern das Kind nicht schicken, und nach auswärts weggeben wollen sie es auch noch nicht, haben auch nicht die Mittel dazu. Gibt es denn kein Buch, das — ohne zu wissenschaftlich und ausführlich zu werden — einer solchen Mutter Anleitungen geben kann?“

Gibt es ein solches Buch? Wenn nicht, dann muß es geschaffen werden!“

Theodor Polig hat mit seinem „Deutschen Hausunterricht“ („Erster Deutscher Hausunterricht“, Leipzig: Friedrich Brandstetter. 1938, 162 S. Zw. RM. 3.75) den Deutschen im Ausland dieses lang ersehnte Buch geschenkt.*) Er nennt es im Untertitel „Anleitung für Eltern, insbesondere für Auslandsdeutsche, Kolonialpioniere, Kolonisten und Auswanderer zur Unterweisung ihrer Kinder“. Und wie geht diese „Anleitung“ vor sich? Nicht trodene Paragraphen vermitteln uns hier die ersten grammatikalischen Begriffe, keine schulmeisterlichen Lektionen führen uns ein in die Rechtschreibung oder die Anfangsgründe des Lesens, vielmehr zieht hier — vergnüglich und unterhaltend zu lesen, mit hübschen Federzeichnungen ausgeschmückt — das Familienleben des Kolonisten Hansjörg Wohlgemut an uns vorüber. Dieser junge Kolonist, der auch ein kleines aufgewecktes Büblein hat, das durchaus deutsch schreiben und lesen will, holt aus der alten eisenbeschlagenen Lade die Schreibsachen heraus, um mit seinen schwierigen, des Schreibens entwöhnten Händen den längst fälligen Brief in die Heimat zu schreiben und erinnert uns dabei lebhaft an Jürnjakob Swehn, den Amerikafahrer, dem es mit seinen „Franken“ auch leichter fällt, „einen Sack Korn von 200 Pfund zu schmeißen“ als „Buchstaben zu malen“ und doch seinem alten Lehrer in der mecklenburgischen Heimat laufend seine Briefe schreibt (Johannes Gyllhoff; Jürnjakob Swehn, der Amerikafahrer“. Berlin: Dom-Verlag). In der Lade also entdeckt Hansjörg Wohlgemut ein altes Märchenbuch der Brüder Grimm, dessen Geschichten der kleine Heiner gern wissen, ja sogar selbst lesen möchte. Vater Wohlgemut weiß die Neugierde und das Drängen seines Jungen zu nützen, nimmt das Büblein auf die Knie und lehrt es an Hand des Märchens von Rottkäppchen den Buchstaben A sagen und schreiben, wobei die beiden großen Striche den offenen Mund des Wolfes bedeuten, während der Querbalken die Zahnreihe darstellt. Und so geht es Buchstabe für Buchstabe weiter, wobei das Schreiben Hand in Hand mit dem Lesen geht, bis das Ziel erreicht ist. Lustige Geschichten, Streichhölzerfiguren werden abgelöst von kleinen Spässen und fröhlichem Malen. Ab und zu haben die Eltern keine Zeit, sich mit dem kleinen Heiner zu beschäftigen, da ist er sich selbst überlassen und nutzt die Zeit mit Selbstbetätigung, wobei ihm ein aus selbst hergestellten Buchstabentäfelchen zusammengesetzter Lesetafel besonders wertvolle Dienste leistet. Ganz langsam, Schritt für Schritt lernt der Junge so das Lesen. Zur Erlernung des D wird eine Vogelnestgeschichte erzählt, das E erklärt die Geschichte von Emil und seinem abgebrochenen Kamm, vom Uhu lernen wir das U, vom Brummbär das M und wir brummen mit dem Brummer das A, I, O, E, U. Und wieder andere Buchstaben lernen wir aus den Geschichten „Das kommt vom Schnupftabak“ (Z), „Vom Felix, der mit Feuer gespielt hat“ (F), „Richtig gurgeln ist nicht leicht, der Gurgler G auch nicht“, „Den Keucher K keuchen müssen ist nicht so schlimm wie Keuchhusten“. Die Beispiele

sind geschickt ausgewählt aus der Kindesumwelt, von den Tieren, Menschen und Gegenständen der täglichen Umgebung, den Dingen also, mit denen das Kind im vorschulischen Leben am häufigsten und innigsten in Verbindung steht, deren Vorstellungen mit den vielseitigsten Erinnerungen verknüpft sind. So lernt der kleine Heiner mit der Zeit nicht nur die Buchstaben des Alphabets und zusammengesetzte Wörter, er begreift auch, warum wir kleine und große Buchstaben haben, er lernt „Wörter und Erzählchen aus Kleinbuchstaben“, daß „alle Leute, Tiere und Sachen ihren Namen“ haben, daß „alle Personen-, Tier- und Sachnamen Dingwörter sind“, „wie wir über die Stolperwörter (Mittlauthäufung) hinwegkommen, „wie aus dem Buchstabenmalen ein Schreiben in einem Zuge“ wird. Als Ausgangsschrift wählt Polig mit Rücksicht auf die Umwelt des Auslandskindes die sogenannte Steinschrift mit lateinischen Schriftzeichen, aber später kommt um so ausführlicher auch die deutsche Schrift zur Behandlung.

Die Geschichte von der Kolonistenfamilie Wohlgemut endet damit, daß Heinerle stolz und freudig der Mutter zeigen kann, wie schön er die deutsche Sprache sprechen und die deutsche Schrift schreiben kann, wofür er eine Sonderbelohnung erhält. Wir wollen nur hoffen, daß die Worte des Verfassers am Schluß des Buches Beherzigung finden, die er an die Brüder und Schwestern im Ausland, im Grenzland und in den Kolonien richtet:

„Ihr seid berufen und verpflichtet, das Deutschtum im Ausland zu erhalten, zu pflegen und als heiliges Erbe an die nachfolgenden Geschlechter weiterzugeben. Beginnt mit eurer deutschen Kulturarbeit im engsten Kreise, in eurer Familie, beginnt mit dem Nächstliegenden, mit der Muttersprache und dem deutschen Schrifttum! Dann werdet ihr von selbst eure Kreise weiterziehen, an euren sich mehrenden Aufgaben wachsen und unablässig wirken für die Erhaltung deutscher Art und Sitte zum Segen für eure Geschlechter, zum Heile unseres geliebten Volkes und Vaterlandes.“

Das Werk geht tatsächlich jeden Deutschen an. In seiner Anlage als Ratgeber und Wegweiser, als Spiel- und Unterhaltungsbuch macht es den Kindern das Lernen zu einem Vergnügen und den Eltern — auch den pädagogisch nicht vorgebildeten — das Lehren zu einer leichten Mühe. Sein Wert liegt darin, daß es nichts voraussetzt und doch zur ersten Beherrschung der deutschen Rechtschreibung sowie der Sprach- und Schreibgesetze hinführt. Die zahlreichen Forderungen von Volksgenossen in aller Welt, die da lauten „Gebt uns Bücher zum Erlernen der deutschen Sprache“, „Gebt uns Ersatz für die fehlende deutsche Schule in Form geeigneten Lehrmaterials“, „Gebt uns Unterrichtsbücher, die auch den drüben Geborenen das Erlernen der deutschen Sprache ermöglichen“, sind durch dieses Buch mit einem Schläge erfüllt. So ist dieser „Erste deutsche Hausunterricht“ zu seinem Teil dazu berufen, an der Erhaltung deutschen Volkstums im Ausland mitzuwirken. Für welches Alter die Unterweisungen bestimmt sind, läßt der Verfasser offen, weil sich das nach den in den einzelnen Volksgruppen verschiedenen Verhältnissen richtet und von der Veranlagung, Begabung und dem Auffassungsvermögen der Kinder abhängig ist. Der gebotene Stoff umfaßt etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Schuljahre. Normalerweise wird man mit dem vollendeten 6. Lebensjahr nach Ansicht des Verfassers beginnen. „Eins steht fest, es wird zum Anfangen nie zu spät sein, mag das auch infolge gewisser Umstände erst mit dem 8., 9., 10. und noch höherem Lebensjahr möglich sein. Es ist nie zu spät.“ Am Ende sei vermerkt, daß auch bei besonders gelagerten Schulverhältnissen und schlechten Bildungsmöglichkeiten das Werk von Polig durchaus auch

als Lehrbuch in der Hand des Lehrers unentbehrliche Dienste zu leisten vermag. In den Schluß dieser Betrachtung stellen wir die Worte des Verfassers selbst, mit denen er seine eigenen Ausführungen über Aufbau und Ziel seines Buches enden läßt: „Die Mühe, die dieser „erste deutsche Hausunterricht“ der Mutter oder dem „Die Deutsche Schule im Auslande“, 30. Jg. 1938. S. 111—113).

Berner Linde

Die Kulturarbeit eines Deutschen in England

Zur Würdigung von Max Krömers Lebenswerk

Weithin ist die Ansicht verbreitet, daß die Briten zur Erlernung fremder Sprachen nicht bereit und nicht befähigt seien. Man schiebt das teils einem wirklichen Mangel an Sprachbegabung zu, teils einer gewissen imperialistischen Selbstherrlichkeit, die den Briten zu der bequemen Ausrede führe: da in der ganzen Welt englisch gesprochen wird, brauche ich mich nicht um fremde Sprachen zu mühen, am wenigsten um das schwierige Deutsch.

Wie weit diese oft gehörte Ansicht der wirklichen Lage entspricht, sei dahingestellt. Jedenfalls wird seit dem Kriege von Großhandelskreisen und seit etwa zehn Jahren auch von behördlicher Seite das Erlernen fremder Sprachen stark gefördert. Es ist schwer festzustellen, von welchen Umständen es abhängt, ob die Kurve, die die Bereitschaft der Engländer für Aufnahme der deutschen Sprache und Literatur anzeigt, im Steigen oder Fallen ist.

Hier soll an einem Einzelfall gezeigt werden, was einem deutschen Lehrer in England möglich ist, an werbender Kulturarbeit für Deutschland zu tun. Gemeint ist die stille und stetige Arbeit, die Max Krömer seit nunmehr zwölf Jahren in London leistet.

Max Krömer ist nicht Vektor an einer Universität, er ist auch kein Austauschlehrer an einer höheren Schule, sondern er ist im vollen Sinne des Wortes ein Selfmade man. Er wurde gegen seinen Willen mit Primareise von der Schule genommen, damit er das Bankfach erlerne. Im Jahre 1914 trat er als Kriegsfreiwilliger ins deutsche Heer ein, kämpfte an der Westfront und wurde bei Arras schwer verwundet, sodaß ihm ein Bein abgenommen werden mußte. Durch weitere Bankarbeit verdiente er sich so viel Geld, daß er zur Universität gehen konnte, um deutsche Sprache und Literatur zu studieren, die Inflation zwang ihn aber, das Studium aufzugeben und in das ungeliebte Bankfach zurückzukehren. Er bekam eine gute Anstellung an der Dresdener Bank. Da geschah es eines Tages im Jahre 1925, daß ihn eine rätselhafte Unruhe überfiel, eine geistige Unbefriedigung, und aus dem gesicherten Beruf hinaustrieb in die Fremde, aus der Ruhe eines zufriedigten Lebens in die Ungewißheit und Gefährdung der weiten Welt, — und dies, obwohl er jung verheiratet war und obwohl er durch die Amputation des einen Beines körperlich schwer behindert war. Er kam nicht so weit hinaus in die Welt, wie er beabsichtigt hatte, sondern er blieb auf seinem ersten Halt, in London, hängen. Er war hierher seiner Frau vorausgefahren, um sich nach wirtschaftlichen Möglichkeiten umzusehen. Da infolge der Arbeitslosigkeit kaufmännische Arbeit ausgeschlossen war, blieb ihm nichts übrig, als sich mit deutschen Privatstunden zu-

nächst über Wasser zu halten. Dabei offenbarte sich eine Fähigkeit, die bis dahin verborgen in ihm geruht hatte: Sprachgefühl verbunden mit Lehrgeschick. Er sammelte so viele Schüler um sich, daß seine Frau ihm nachreisen konnte, die nun ihrerseits als Gymnastiklehrerin mithalf, die Grundlagen des neuen Lebens zu festigen.

Krömer arbeitete bald als Lehrer in den Abendlehrgängen des City Literary Institute für Deutsch mit, bekam außerdem eine Lehrstelle für Deutschunterricht an der Abendsschule des Polytechnikums in Regent Street übertragen, so daß er in einer Reihe von Klassen jährlich 200 Schüler betreute. Des Nachmittags hatte er eine Zeitlang in drei verschiedenen Kursen die Telephonistinnen auszubilden, die für den Fernsprechverkehr mit Deutschland gebraucht wurden. Einmal wurden ihm vom Leiter des Telephone Service 35 Angestellte überwiesen, die kein Deutsch konnten. Daraus sollten binnen sechs Monaten neun zu guten Sprechern ausgebildet werden. Als es zur Prüfung kam, bestanden fünfzehn mit gut. Der Leiter einer Londoner Stadtbehörde, der sich den Unterricht einmal angehört hatte, empfahl Krömer der Sendeleitung der British Broadcast Corporation, und nun folgte eine völlig neue, mühsame und verantwortungsvolle, aber lohnende Tätigkeit für Krömer, über deren Erfolg die folgenden Zahlen eine eindeutige Sprache reden. Von den Sprachheften, die Krömer dazu verfaßt hatte, wurden 33 000 Stück für den Anfängerkurs, im nächsten Jahre 17 000 Stück für den Fortgeschrittenenkurs verkauft. Und von dem Lehrbuch „German Course“ von Sack und Thomson, das er zu Grunde legte, wurden im ersten Vierteljahr 21 000 Stück verkauft, eine Auflagenziffer, die dem Verleger viel, dem, der die Arbeit tat, nichts einbrachte. Um eine Übersicht zu bekommen, wie viele Hörer sich ernstlich mit der deutschen Sprache weiter befassen wollten, wurden die Hörer aufgefordert, im Anschluß an den ersten Lehrgang zuzagende oder abspredende Kritik schriftlich einzureichen, worauf 2600 Postfächer einliefen. Im Verlauf des Zweijahresturfes erhielt Krömer weitere 3500 Schriftstücke, von denen ein erheblicher Teil zu beantworten war. — Seit Beendigung dieser Rundfunkarbeit widmet sich Krömer hauptsächlich einem engeren Kreis von Schülern, deren Mehrzahl ehemalige Rundfunkhörer sind und die sich zu einer sehr tätigen Vereinigung von Krömerschülern zusammengeschlossen haben. Das Singen deutscher Volkslieder ist ein Mittel, dessen sich Krömer bedient, um auch das befangenste Mitglied zum Sprechen zu bewegen.

Krömer hat für das Linguaphone Institute verschiedentlich auf Schallplatten gesprochen und den Auftrag bekommen, eine deutsche Grammatik zu schreiben, die 1937 erschienen ist (Linguaphone Germann Grammar), und außerdem hat er ein Lesebuch „Von Goethe bis Hauptmann“ für englische Deutschkurse herausgegeben.

Krömer verbringt seine Sommerferien in Deutschland und ist unermüdet darauf bedacht, sich weiterzubilden und die geistigen Kräfte des neuen Deutschlands in sich aufzunehmen. Natürlich hat auch er, wie jeder Deutsche, der draußen auf Vorposten steht, mit Widerständen zu kämpfen, die seit Erstehen des Dritten Reiches gewiß nicht geringer geworden sind. Er geht unbeirrt seinen Weg, erfüllt von einer tiefen Liebe zu dem Volk, dessen Glied er ist, und von hoher Achtung vor dem Volk, dessen Gast er ist und das ihm die Möglichkeit gibt, für deutsche Sprache und Kultur zu wirken. Die einzige Werbung, die es für ihn gibt, die einzige Werbung, der er seine Erfolge zu verdanken hat, ist die Güte und Sauberkeit der eigenen Leistung.

Friedrich Kammerer

Bei den Deutschen in der Dobrudscha

Der Weltkrieg veränderte das politische Antlitz dreier Erdteile; am stärksten wurde naturgemäß Europa betroffen. Hier zerstörte er alte Reiche und erschuf neue Staaten, besonders im Südosten, dem Ausgangsland und Brandherd des Völkervertrages. Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts waren die asiatischen Herren des Balkans gänzlich aus ihrer europäischen Wachzone verdrängt worden, dann rangen die uneinigen Erben miteinander um die türkische Nachfolge: die Russen mit den Rumänen, die Ungarn mit den Deutschen Österreichs. Seit 1918 fühlt sich Rumänien als der eigentliche Sieger, beginnt Bukarest, die reiche, wachsende Weltstadt, sich immer mehr hineinzuleben in die ihm zugefallene Rolle, Metropole Osteuropas, Königin des Balkans zu sein. Nicht mit Unrecht, denn der Große Krieg schenkte den Rumänen Menschen, Rußland und Bodenschätze in Überfülle. Siebenbürgen, Bessarabien, Bukowina — schöne, blühende Landschaften, deren kräftig entwickeltes Eigenleben aber der Politik des Altreiches nicht leicht unterzuordnen, der rumänischen Wirtschaft erst allmählich einzugliedern ist.

Einfacher liegen die Dinge in der Dobrudscha, dem südöstlichen Verbindungsstück zwischen Altreich und Neureich von Rumänien, ein Gebiet, das seit 1878, bzw. 1913 zu diesem Staat gehört, das auch seiner Herkunft nach nicht Traditionsträger, Kulturausdruck einstiger Großreiche ist wie die anderen neueren Provinzen, die einmal lebendige Glieder Österreich-Ungarns und des zaristischen Rußland waren. Die Dobrudscha hatte seit Jahrhunderten das Schicksal zu tragen, „Durchzugsgebiet und Einfallstor der verschiedensten Völker und Volksgruppen, nur Aufmarsch- und Kampfplatz, vor allem zwischen türkischen und russischen Heeren“ (W. Höpfer) zu sein. — Nach Abzug der türkischen Herren blieben nur mehr ihre osmanischen Ortsnamen, die charakteristischen Spitzen der Minarets in einigen Kleinstädten und mehrere Tausend tartarischer Kleinbauern, die als absterbende asiatische Remineszenz in den bescheidensten Winkeln der Dobrudschadörfer, in den Außenvierteln der paar Landstädtchen hausen, kaum noch beachtenswert in der Kultur und Wirtschaft neben den zahlreichen deutschen landwirtschaftlichen Groß- und Mittelbetrieben, dem rumänischen Bauerntum, das heute als Staatsvolk Politik und Verwaltung in der Dobrudscha bestimmt. Als sein Vertreter befehligt der Polizeigewaltige aus der Walachei dem deutschen Dorfschulzen, dem Abgeordneten des deutschen Anteils am gemischtvölkischen Dorfe, ebenso dem rumänischen „Primar“, dem Bürgermeister, fast immer der rumänischen als der heute relativ stärksten Bevölkerungsschicht angehörig, darüber hinaus aber noch den vielen übrigen in der Dobrudscha eingewanderten Völkersprensgeiern, als da sind russische Sektierer, Bulgaren, landfahrende Zigeuner und endlich noch die aus Bessarabien eingewanderten deutschen Kolonisten. Alle diese sind Menschen, die während der vergangenen Völkerstürme auf dem Balkan in diesem schmalen, trockenen, abseitigen und darum mißachteten Küstensaum am Schwarzen Meere unter der türkischen Regierung herrenloses Ackerland, Gewissensfreiheit oder Freiheit von Kriegsdiensten suchten und fanden.

In vier Jahren kann die älteste deutsche Siedlung der Dobrudscha die Jahrhundertfeier der Landnahme begehen. Als den deutschen Bauern, die Jar

Alexander I. aus Ostpreußen und Deutsch-Polen nach Bessarabienn gerufen hatte, dort der Lebensraum zu eng wurde, wagten einzelne, dann immer mehr unternehmungslustige nachgeborene Bauernsöhne die Wanderung nach Südwesten, die Umsiedlung in jene kargen, ausgebrannten und regenarmen Steppenebenen am Schwarzen Meer und die üppig wuchernden, siebergegefährlichen Flußniederungen südlich der Donaumündung. Heute leben an die 14 000 deutsche Menschen dort, d. h. die verdreifachte Einwanderungsziffer, verstreut in etwa 30 weit auseinanderliegenden Dörfern, alle einfache, gesunde, hart um Nahrungserwerb und Volkstum-bewahrung ringende Bauern, fernab vom Mutterland und doch kerndeutsche Menschen, obgleich ihre württembergischen und ostpreußischen Ahnen schon um 1800 aus dem Herzogtum Warschau nach Südrußland ausgewandert, ihre Väter von dort nach Rumänien weitergezogen waren.

Ebenso wie in Bessarabien, der Zwischenheimat der Dobrudscha-Deutschen, ist der vorherrschende deutsche Dialekt der schwäbische. Der seit mehr als einem Jahrhundert unterbrochene Zusammenhang mit den Stammesbrüdern im Mutterland führte zu einer selbständigen Weiterentwicklung des Schwäbischen, das in Bessarabien und in der Dobrudscha andere, in den gemischtstämmigen Dörfern ebenfalls vorkommende oberdeutsche Mundarten aus der Pfalz, Hessen und dem Elsaß auf- und zum Teil unverändert einschloß. Am reinsten hat sich vielleicht von allen deutschen Mundarten die niederdeutsche in den beiden, ausschließlich von Ostpreußen besiedelten sog. „Raschuben“-Dörfern der Norddobrudscha gehalten, in Atmagea, der zweitältesten deutschen Siedlung, und in Ciucurova.

Innerhalb der deutschen Mundarten tauchen natürlich bei diesem vielgewanderten Kolonistenvolk viele fremde Einschlässe auf. Aus Bessarabien, wo bis 1918 Russisch die Amtssprache und damit auch für die Deutschen die Verkehrssprache im Umgang mit den fremden Nationalitäten war, brachten die „Dobrudschaner“ — so heißen sich die Deutschen dort selbst — russische Bezeichnungen aus der Landwirtschaft mit, die man bei der Einwanderung zugleich mit den Sachen von den slawischen Nachbarn übernommen hatte. Derartige Ausdrücke sind z. B. „Baſtan“ für Melonenfeld (ein Wort, das auch im Text des bessarabischen Heimatliedes vorkommt), „Harman“ für Dreschplätz, „Harbuse“ für Melone, „Popsche“ für Mais, „Muschai“ für das Landgut, „Laste“ für Laden, „Quast“, ein alkoholisches russisches Nationalgetränk, aus Mais oder Gerste gebraut. Bessarabien kennt erklärlicherweise noch mehr solcher Worte als die Tochterkolonie Dobrudscha, die dafür aber mehr rumänische Einsprengsel in der deutschen Mundart hat als die noch nicht 20 Jahre zu Rumänien gehörigen Bessarabier. Die meisten von den Deutschen gebrauchten rumänischen Fremdwörter stammen aus dem Bereiche der Verwaltung und des Heeres, mit denen jeder deutsche Bauer zu tun hat. Man spricht vom „Primar“ als dem rumänischen staatlichen Bürgermeister des Dorfes (neben dem es noch häufig einen eigenen deutschen „Schulzen“ gibt für die Verwaltung des deutschen Anteils am gemischt-völkischen Dorfe), von der „Primarie“, vom „Judifat“ (Gerichtsbezirk), dem Polizeioberhaupt „Major“ (spr. Maſchor) u. a. — Alle die ehemaligen rumänischen Soldaten deutschen Blutes sind auch als Ausgediente heute noch froh, wenn sie sich während ihrer aktiven Zeit durch eine „petitie“ die „servitie“ etwas erleichtern konnten und in der Erntezeit daheim im väterlichen Gut mithelfen durften. Meistens verstanden sich die Deutschen auch als Soldaten aus einer völkischen Rinderheit mit ihren rumänischen Vorgesetzten ziemlich gut und der „Colonel“ kam ihnen öfter entgegen — was unseren Landsleuten dann „convenierte“. Zahlreiche ältere Männer mußten im Weltkrieg in den Reihen des rumänischen Heeres, in den „trancheas“ (Schützen-

gräben), gegen unsere Truppen kämpfen — oder Leben, Familie und Eigentum standen auf dem Spiel.

Bereinzelte türkische Wörter tauchen auch noch auf, z. B. „tapi“, Landbesitz, der schon in türkischer Zeit bestätigt und dann von den Rumänen anerkannt wurde. Ferner sind türkischen Ursprungs sehr viele Ortsnamen der Dobrudscha, vgl. Babadag, Karamurat, Cogealea, Cogealac, Mamaia u. a.; auch Bergnamen, z. B. der erzhaltige „Goldene Berg“ (400 m) bei Almagea führt einen türkischen Namen.

Siddische Fremdwörter wie in Bessarabien kennt man in der Dobrudscha wohl kaum, auch die bulgarischen und tartarischen dürften ohne Bedeutung sein. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß unter Berücksichtigung der vielvölkischen Umgebung und der vorausgehenden langen Wanderzeit die Kraft des deutschen Volkstums sich bewährt hat und die Dobrudschadeutschen ihre Muttersprache lebendig und in allen Ehren erhalten haben. Auch ist diesen Bauern am Schwarzen Meer der Reichsdeutsche, der „Deutschländer“, der liebste Gast, wie ihnen der neue Ausbruch des Mutterlandes die schönste Botschaft ist, von der sie ausführlich immer von neuem berichtet haben wollen, und die schwache Hoffnung auf eine Reise ins Reich der herrlichste Wunschtraum der reifen Männer wie der fetten Burschen jener stillen, einsamen Dörfer im flachen, eintönigen Küstenland Rumäniens. — Da dies nur wenigen und ganz selten möglich ist, sollen wir Reichsdeutsche umso häufiger sie besuchen. Man lebt doch so billig in der „Romania“ —, gewiß nicht immer so bequem und sauber wie daheim, aber dafür betragen auch die Reisekosten im Verhältnis merklich weniger als bei den deutschen Bahnen. Außerdem sei zur Beruhigung festgestellt, daß Deutsch noch immer die erste Verkehrssprache im Osten ist und offensichtlich auch bleiben wird, vor allem in Ungarn und Bulgarien, aber auch in Südslawien und Rumänien kann man sich immer damit gut verständigen. Die Zeiten, da deutsche Jugendgruppen voll Abenteuerdrang auf gut Glück hinausjagen und auslanddeutsche Dörfer „heimsuchten“, sind heute überwunden; jede junge Schar aber, die wohl-vorbereitet auf die Auslandsfahrt geht, die sich geübt hat, um mit Spiel, Sang und Tanz, mit ernstem und heiterem Vortrag — und mit einfacher, mühsamer Unterrichtsarbeit bei den Dorfkindern die Dobrudschadeutschen beschenken können, wird selbst bereichert heimkehren, beglückt durch die Freude und Dankbarkeit jener einfachen, herzlichen Menschen, erhoben und im Deutschtum bestärkt durch das große, nachhaltige Erlebnis der Volksgemeinschaft, das dem einzelnen aus einer begnadeten Stunde in einem verlassenem Dobrudschadörfchen, irgendwo zwischen Constanza und Tulcea, einmal erwuchs und ihn fortan durchs Leben begleitet.

F. Niedermayer.

Bei den
Deutschen
in der
Dobrußscha



Das alte deutsche Dorf Altmagea im Norden der Dobrußscha
Dahinter die breitgestreckte Steppenlandschaft zwischen der Donau und dem Schwarzen Meer



Deutsche Kolonistenfamilie
in der Dobrußscha
Die Tracht der Männer
und der Küchennetz der
Frauen zeigen noch starke
Anklänge an die Lebens-
weise in der südrussischen
Zwischenheimat



Deutsches Gehöft in der Dobruška

In den gemischtböhmischen Dörfern ist der deutsche Teil immer der gepflegteste und der durch die Regelmäßigkeit der Anlage herborragende



Der Dorfbrunnen der halbdeutschen Siedlung Cogalea,
der Stolz und Mittelpunkt des Gemeindelebens



Ein altes deutsches Kolonistenhaus in der Dobrudscha, das noch mit Stroh bedeckt ist



Deutsche Dorfjugend aus Almagea beim Spiel am Sonntag nachmittag



Ein alter „Dobrudschaner“, der ganz Europa und halb Amerika bereist hat, plaudert an der Hofmauer mit einem jungen reichsdeutschen Gaste

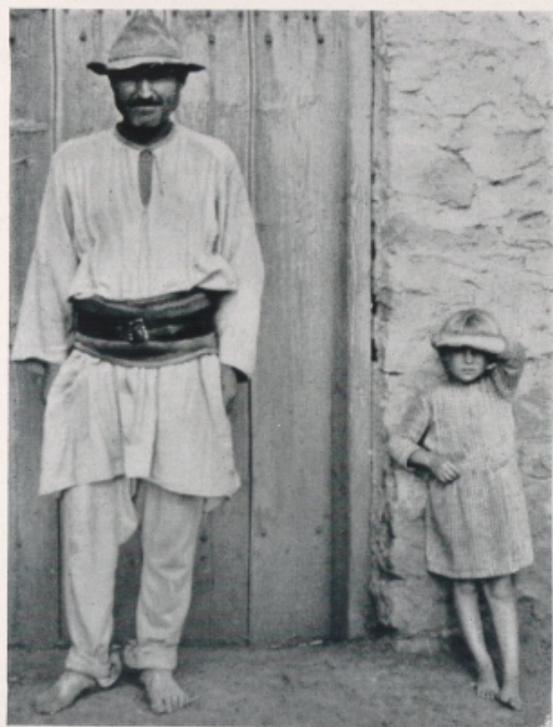


Auf dem Bauernwagen durch die Dobrudscha
Ueber die weite Ebene an der Schwarzmeerküste auf ausgebrannten
Sandwegen geht die Fahrt zwischen Maisfeldern und Weingärten

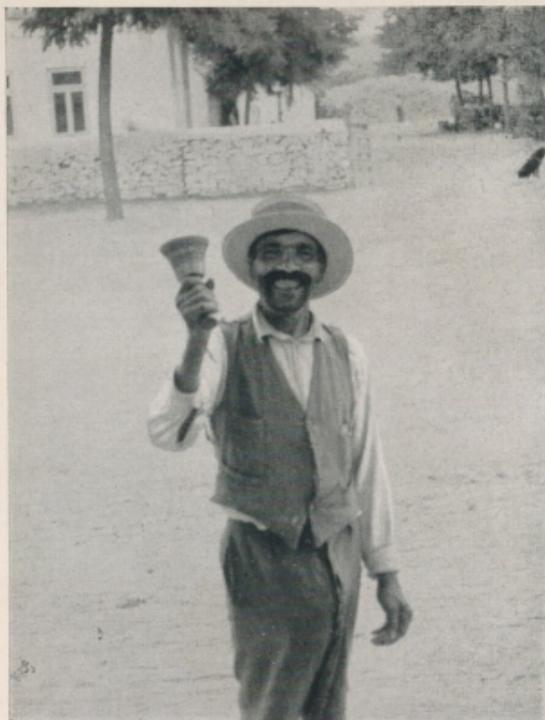
Die Umwelt
der
Deutschen
in der
Dobrußscha



Zigeunermutter und -kind warten im Wagen am Straßenrand auf die Heimkehr der Männer



Ein waschechter Rumäne,
der sich stolz photographieren
läßt, vor seinem Arbeitsplatz.
Die Rumänen haben in der
Dobrußscha die während der
Türkenherrschaft vorherrschende
tartarische Volksgruppe fast
verdrängt und bilden heute
die Mehrheit der Bevölkerung



Links:

Der rumänische Gemeindegemeindebote freut sich schon auf sein Bild. Er hat alle amtlichen Nachrichten auf den Dorfstraßen auszukurufen. Wir sehen ihn vor einem stattlichen deutschen Hof

Unten:

Flache Talmulden und waldbedeckte, sanftgeschwungene Höhenzüge charakterisieren die nördliche Dobrudscha. Im Tal ein Dorf russischer Einwanderer, die unter türkischer Herrschaft hier Religionsfreiheit genossen

(Alle Aufnahmen Dr. Niedermayer und Büchner)



Eine Erbschaft

Von Otto Beyer, Kobadin, Dobrudscha

Der Verfasser ist ein schlichter deutscher Bauer aus dem Dorfe Kobadin in der Dobrudscha, wo neben Rumänen, Türken und Tataren auch mehrere hundert deutsche Bauern in blühenderen, meist stattlichen Höfen wohnen. Aus seiner Erzählung spricht der gesunde, deutsche und christliche Geist unserer Landsleute am Schwarzen Meer ergreifend zu uns, fast noch mehr aber ihr ewiges Heimweh nach dem alten deutschen Mutterlande, das sie noch nie gesehen haben und an dem sie mit allen Fasern ihres Herzens hängen.

Johann und Zula waren schon siebzehn Jahre verheiratet. Da sie fleißig waren und ein merklicher Segen auf ihrer Hände Arbeit lag, hatten sie mit ihren sieben Kindern nie Not leiden müssen, ja es sogar in dieser kurzen Zeit zu einem ansehnlichen Wohlstande gebracht. Und sie hätten ein friedliches und vorbildliches Leben führen können, wenn — ja wenn Zula nicht seit einigen Jahren so zänktisch geworden wäre. Dieses Wesen verdroß Johann so sehr, daß er sich richtig frei und froh und wohl nur noch bei der Arbeit auf dem Felde fühlen konnte.

Was die Zula nur hat, mußte er öfter bei seiner Arbeit denken, sie ist doch sonst so geschickt, fleißig, ordentlich, sparsam und reinlich, gerade so wie er es gerne hatte. Wenn sie doch einmal von ihrer Zanksucht lassen und einsehen wollte, daß sie mir dadurch das Haus und die Arbeit verleidet. Sie weiß so gut wie ich, daß ein Haushalt nur bestehen kann, wenn Mann und Weib in allem einig sind, und ich will nicht, daß wir durch Hausstreit und Hauszank dem ganzen Dorfe zum Gerede und Gespött werden, denn dann müßte ich mir als Deutscher die Augen aus dem Kopfe schämen. Wie stelle ich es an, daß die Zula wieder ein friedfertiges und liebes Weib wird, so wie sie es früher war. So dachte Johann schon bald zwei Jahre und fand keinen Ausweg.

In diesem Frühjahr nach der Aussaat ging an einem Donnerstag der Dorfschüz von Haus zu Haus und verkündete mit seiner eintönigen Stimme: „Morgen vormittag um 9 Uhr soll jeder Birt unfehlbar in die Gemeindeversammlung kommen, den Kurator und die Presbyter wählen.“

„Hörst du,“ sagte Zula, die ihren Mann auf dem Hausboden aufsuchte, wo er den Weizen umschaufelte, „der Schüz war da und hat für morgen Gemeindeversammlung angesagt. Das neue Presbyterium soll gewählt werden. —“

Johann hielt in seiner Arbeit inne und schaute zu ihr hin. Er freute sich, wenn seine Zula ihn bei der Arbeit aufsuchte oder sich gar zum

Strümpfestopfen oder Hemden flicken in seine Nähe setzte und mit ihm Wirtschaftsangelegenheiten und Dorfereignisse besprach. Das hatte sie aber schon seit langer Zeit nicht mehr getan. Vielleicht hat sie es eingesehen und sich geändert, dann wird es wieder so schön, wie es früher war, dachte er froh und sagte:

„Ach, so 'n Wahltag, der hindert einen nur bei der Arbeit. Ich wollte morgen die Quecken vom Gerstenstück heimholen. Und wie 's alleweil in so 'ner Gemeindeversammlung zugeht, seit die meisten Alten tot sind, das ist schon eine Schande für uns Deutsche. Was soll ich dort? Die paar dummmflugen Schreier anhören, die wegen ihres großen Mauls gewählt werden wollen und hernach nichts imstande sind zu machen, noch nicht einmal eine Gemeindeversammlung leiten können!“

„So bist du halt, das hätte ich mir denken können“, erwiderte sie mit verärgelter Stimme und stieg die Bodenleiter hinunter.

„Was hat sie jetzt gewollt?“ dachte Johann im Weiterarbeiten und war verstimmt den ganzen Tag, aber am nächsten Tag ging er doch in die Gemeindeversammlung. Als er am späten Mittag heimkam, stellte ihm Jula das warmgehaltene Essen auf den Tisch und fragte:

„Habt ihr gewählt?“

„Ja“, sagte Johann.

„Und wer ist gewählt worden?“ forschte sie weiter.

Johann zählte auf: „Der Wilhelmvetter, unser Nachbar, ist wieder Kurator, der dicke Andres ist Kassier, der Josef und der Daniel sind Vorstände geworden.“

„Das hab ich gewußt“, platzte Jula hitzig heraus.

„Was hast du gewußt?“ fragte Johann aufschauend.

„Ich habe gewußt, daß dir keiner die Stimme gibt, daß du dumm bist, daß du der Niemand im Dorfe bist“, schrie sie ihn an.

„Aber Weib“, sagte er, den Löffel weglegend, „schwätz doch nicht so unüberlegt und schrei nicht so und überleg dir doch: wie kann ich Stimmen kriegen, ich war doch gar nicht vorgeschlagen“, erwiderte Johann.

„Das ist es ja eben, dich hat keiner vorgeschlagen, weil du zu keinem Amte fähig bist, weil du nichts taugst“, schrie sie.

„Aber jetzt hör auf und nimm dich zusammen“, sagte er erregt. „Jetzt sag mir, warum bin ich dumm und warum tauge ich nichts, sonst erlebst du etwas!“

„Darum, weil du noch nicht ein einziges Mal zu einem Amte gewählt worden bist“, gab sie eingeschüchtert und kleinlaut zur Antwort. Sie wußte, wieweit sie ihren Mann reizen durfte, und hatte so das Allerschlimmste bisher noch immer zu verhüten gewußt.

„Ja, aber das schadet doch nichts. Dadurch haben wir doch noch nichts verloren“, entgegnete er, ruhiger geworden.

„So sagst du“, erwiderte sie weinerlich, „aber wenn du einmal wenigstens Vorstand wärest, dann würden die Herren aus Deutschland oder der Pastor, oder die andern, wenn sie zu uns ins Dorf kommen, auch mal bei uns Mittag essen. Ich kann doch gerade so gut kochen wie irgend eine

andere — aber so — kein Mensch kommt zu uns, wir gelten für nichts und sind nichts!“

„Aber schwäg doch nicht so kindisch, Weib“, wies er sie zurecht, „du veründigst dich an Gott. Hast du vergessen, daß ich bis zu unserer Verheiratung Knecht war und du Magd und daß wir zum Anfangen sonst gar nichts hatten, weil meine Mutter meinen Lohn zur Ernährung und Erziehung meiner kleinen Geschwister brauchte und weil dein Vater deinen Lohn, noch ehe das Jahr um war, raus hatte? Und siehst du nicht, daß wir heute Haus und Hof besitzen und 20 Hektar Land und Pflug mit Zug und alles haben und dazu immer gesund waren? Ist das nichts?“

„Das, was wir haben, hat uns doch niemand geschenkt, das haben wir uns selbst erarbeitet, das ist unser. Und gesund — gesund ist jeder junge Mensch, der ordentlich lebt, so viel weiß ich auch schon. Aber ich will nicht mehr von der Lovis hören: Heute habe ich wieder hohe Gäste zum Mittag — und schau sie dir mal an, wie schlappig sie ist, und ich will nicht immer hinter der zurückstehen. Hätte ich einen andern geheiratet, dann wäre ich nicht mehr bei den Hintersten im Dorfe, und ich könnte auch mal bei uns im Hause vornehme Gäste bewirten, aber so —“ ihre Stimme wurde schrill, und sie begann zu weinen und zu schluchzen.

Johann stieg der Ärger zu Kopfe, aber er nahm sich zusammen und entgegnete ruhig:

„Verschone mich endlich mit deinem Geklärre! Schämen solltest du dich wenigstens vor deinen Kindern. Und einen andern hättest du heiraten sollen, das sagst du so leicht? Du scheinst vergessen zu haben, daß du mir aus freiem Willen am Altar vor Gott und unserer Gemeinde ewige Treue geschworen hast. Bist du nicht mehr bei Sinnen und willst auch mich um meinen Verstand bringen, und das alles nur einer Laune wegen, und weißt du nicht, wenn ich mal ein Amt bekleide, werde ich nicht mehr ungestört meine Arbeiten tun und der Wirtschaft nachgehen können wie bisher, denn dann habe ich auch der Gemeinde gegenüber Pflichten, und die will ich gewissenhaft erfüllen! Das kann ich aber erst, wenn unsere Buben groß sind und mich in der Wirtschaft ersetzen können, oder ich muß mir einen Knecht halten. Weil ein Dorf, welches nicht fähige und gewissenhafte Männer an die Spitze wählt, verlottern muß — und so weit darf es mit unserer Gemeinde nicht kommen! Wir haben schon genug verlotterte deutsche Dörfer in der Dobrudscha, die nicht mehr instande sind, richtige Gemeinden zu bilden.“

Sie hatte während der ersten Worte ihres Mannes zu weinen und zu schluchzen aufgehört. Jetzt schaute sie verstohlen nach ihm und bereute ihre unüberlegte Ausrufung. Er stand vom Tische auf und gebot ihr: „Guh nach dem Zieser“, dann ging er ins Dorf.

Beim Abräumen des Tisches merkte sie erst, daß er fast nichts gegessen hatte. Das beunruhigte sie, denn sie kannte das Sprichwort: „So wie man ist, so schafft man auch“ von Jugend auf und nahm es sehr ernst.

Der Nachmittag verging, und ihr Mann kam nicht, die Zeit, um alle Haustiere abzufüttern, war da und ihr Mann noch nicht, das vergrößerte

ihre Unruhe. Die Tiere dürfen nicht hungern und dürsten, das geht jedem, der auf einem Bauernhofe aufgewachsen ist, in Fleisch und Blut über. Jedoch Pferde füttern und pflegen und mit Pferden umgehen ist ausschließlich Mannes Sache. Diese Arbeit wird nur dann von Frauen getan, wenn die Mannsleute mit dringender auswärtiger Arbeit beschäftigt sind. — Johann, der sonst die Gewissenhaftigkeit selber war, der seine Pferde hütete wie seine Augen im Kopfe, blieb grundlos aus und kam nicht einmal zum Abfüttern nach Hause, deshalb mußte sie heute abend zu allen andern Arbeiten die Pferde besorgen und an den Brunnentrog zur Tränke führen. Sie tat es ohne Murren, weil sie sich schuldig fühlte. Nachdem sie mit allem fertig war, gab sie den Kindern das Abendessen und legte sie in ihre Bettchen, aber das Feuer unterm Kochherd ließ sie doch nicht ausgehen, um ihrem Manne bei seiner Heimkehr warmes Essen vorzustellen zu können.

Aber Johann kam nicht!

Den ganzen Abend mußte sie mit dem Weinen kämpfen. In ihrer weichen Stimmung nahm sie sich ernstlich vor, ihren Mann nicht mehr zu verärgern, aber zu einem Amte im Dorfe sollte er sich doch einmal wählen lassen, und seit heute Mittag war sie überzeugt, daß er auch schon eines hätte, wenn er nur wollte. Und dann kämen in unser Haus auch mal Gäste, an denen man etwas Frohes und Erhebendes erleben könnte. So wie damals, als der Doktor aus Deutschland bei Müllers von unserem Mutterlande und von dem Ringen des starken Mannes, der Arbeitsfreudigkeit und dem Zusammenhalten aller, die deutschen Blutes sind, erzählte, da ward einem das lästige Ungefühls des Fremdschins und Verlassenseins für einige Augenblicke genommen. Und dann das zweitemal, als wir alle auf Rudolfs Dreschplatz der Schülergruppe lauschten, die zu Besuch hier war und die uns zwar unbekannt, aber doch nicht fremde Lieder, Volkstänze und Volksspiele vorführte. Da winkte grüßend unserem geistigen Auge die Heimat, die alte Heimat — das längst entschwundene Paradies! — aus weiter Ferne. Diese Gedanken brachten ihr nicht die so nötige Ruhe, bestärkten sie aber in dem Vorsatze, ihrem Manne kein unfreundliches Wort mehr zu geben.

Als sie nach dem Wecker schaute, zeigte er schon die 12. Stunde an, und ihr Mann war immer noch nicht da! Sie erschraf. Morgen früh mußte sie beizeit wieder heraus, alles abfüttern, das Frühstück kochen, die fünf Kühe melken usw. Der Dorshirte, der die Kühe zur Weide treibt, wartet nicht auf die faulen Bäuerinnen. Die müssen, wenn sie mit dem Melken nicht fertig geworden sind, ihre Kühe selbst nachtreiben. Die schadenfrohen Gesichter und die spöttischen Bemerkungen, die man dann sehen und hören kann, wirken so stark, daß es keine darauf antommen läßt.

Jula steckte noch einen Wisch unter und setzte alles Stroh vor dem Herde weg, deckte das Essen gut zu und machte auch die Küchentüre, die zugleich Haustüre ist, zu, ohne sie abzuschließen. Darauf ging sie ins Zimmer, drehte die Lampe herunter und legte sich angekleidet ins Bett, um

schnell aufstehen zu können, wenn Johann käme. Aber schon nach kurzer Zeit ließen Müdigkeit und Schlaf sie von dem Eintreten Johanns nichts merken. Behutsam trat er auf, um sie nicht zu stören, löschte die Lampe, und legte sich auch angekleidet ins Bett.

Als die Morgendämmerung das Zimmer erhellte, stand er auf und ging an seine Arbeit. Bald nach ihm kam Jula mit dem Melkeimer in der Hand aus dem Haus. Beide vermieden sich anzuschauen oder anzusprechen, wenn sie aneinander vorbeigehen mußten, doch beobachtete im geheimen Jula ihren Mann. Unverständlich war ihr, daß er jetzt nicht wie gewöhnlich zum Frühstück kam, sondern den Wagen schmierte, dann auf den Boden stieg und 10 Säcke mit Gerste einsackte. Sonst hatte er sie zu dieser Arbeit immer gerufen und sich mit ihr besprochen, wenn etwas gekauft oder verkauft werden mußte. Warum er jetzt Getreide verkaufen und wozu er das Geld verwenden wollte, konnte sie sich nicht erklären, denn Schulden hatten sie keine, und etwas Neues anzuschaffen brauchten sie auch nicht, und weil ihr Mann ihr immer alles Geld zum Aufbewahren gab, wußte sie, daß schon eine ganz ansehnliche Summe im Kleiderschrank unter der Wäsche lag.

Jetzt wollte sie ihm auch ungerufen helfen, nur schnell mußte sie noch die Milch durchsieben und den Tisch richten.

Als sie hineintrat, hatte er gerade den letzten Sack auf dem Rücken und legte ihn auf den Wagen.

„Du hast mich zum Helfen nicht gerufen“, bemerkte sie.

„Vom Boden herunter kann ich mir die Säcke alleine auf den Buckel nehmen“, sagte er.

Passende Worte, um den gestrigen Tag zu erwähnen, fand sie nicht. Das Gespräch abbrechen wollte sie auch nicht, deswegen fragte sie ihn:

„Willst du die Gerste schrotten lassen?“

„Nein“, antwortete er, „ich fahre auf den Markt“.

„Das Frühstück ist fertig, komm rein und isß doch erst etwas“, bat sie.

Er ging ihr nach und trank stehend eine Tasse Gerstenkaffee und aß ein Stück Brot dazu. Darauf spannte er an und fuhr los. „Such nach allem, ich komme erst heute Abend“, rief er der in der Küchentüre stehenden Jula zu.

Als sie den Wagen aus den Augen verlor, ging sie seufzend in das Zimmer, wo die Kinder schliefen, weckte sie, wusch die Kleinsten, half ihnen beim Anziehen und setzte ihnen das Frühstück vor; hierauf schickte sie die drei Größten in die Schule und ermunterte die vier Kleinen, ihre Spielplätze aufzusuchen, vergaß aber nicht, sie zu ermahnen:

„Vertragt euch gut und geht nicht vom Hof!“

„Fort gehen wir nicht“, versicherte Jakob, ihr viertes Kind, „wir bauen hinterm Hühnerstall ein Dorf, und wenns fertig ist, wills Johannse unser Primar sein. Aber das aehst nicht, ich bin doch ein Jahr älter als er.“

„Johannse, ja warum willst du Primar werden?“, fragte gedankenvoll die Mutter.

Damit ich an Weihnachten die Lichter anzünden und die Kinder, die in der Kirche nicht still sitzen, einsperren kann“, sagte wichtig der Knirps von sechs Jahren.

„So so, du weißt also, daß unfolgsame Kinder gestraft werden müssen, aber kannst du denn in der Kirche schon still sitzen?“

„Ein bißchen kann ichs schon“, erwiderte schuldbewußt der Kleine, „aber wenn ich groß bin, so groß wie der Vater, dann kann ichs ganz“, ergänzte er heller schauend.

„Wenn ich nicht Primar sein darf“, truzte Jakob, „dann spiel ich nicht mehr mit.“

Jakob, so darf man nicht sein. Geht nur und baut das Dorf fertig, und wenns fertig ist, dann bist du ein Weilchen Primar und ein Weilchen Johannse. Wollt ihr so?“ vermittelte die Mutter.

„Ja“, brüllten die beiden und rannten davon.

Im Hause wartete auf Zula ein ganzer Berg von Arbeiten, da mußte in jedem Zimmer gründlich gereinigt werden, denn morgen war Sonntag. Als sie so mitten im Schaffen war, kam die im Dorfe als Klatschbase gefürchtete Dora, die zum Plagen voll mit Neuigkeiten war und ohne Umstände anfing, über die lieben Nächsten herzufallen. Zula ließ sich bei der Arbeit nicht stören und antwortete recht einsilbig. Dora, die schon öfters von Zula ihrer bösen Zunge wegen Vorwürfe bekommen hatte, legte sich die heutige Einsilbigkeit Zulas als Bereitwilligkeit zum Mitklatschen aus, und um sie ganz gefügig zu machen, sagte sie:

„Du trägst deine Nase immer so hoch und tußt, als kämst du von Wunder welch hohem Stamm her, und keiner wüßte mehr, daß du von Kindheit als Magd bei fremden Leuten herumgestoßen wurdest, gerade so wie ich auch, und daß wir zusammen in eine Kameradschaft gegangen sind, daran willst du wohl nicht mehr denken, weil es euch heute gut geht!“

Zula wurde lebhafter und antwortete: „Wie du redest! Gar nichts habe ich vergessen, sogar oft denke ich daran und bin froh, weil ich das Glück hatte, immer bei frommen und tüchtigen Wirtsleuten zu dienen. Bei denen habe ich das Arbeiten gelernt und gesehen, wie eine Bauernwirtschaft zu führen ist. Und du nennst das: bei fremden Leuten herumgestoßen werden! In meinem Elternhaus hätte ich das nicht gelernt, weil mein Vater arm und ein Tagelöhner war. Wenn ich heut daran denke, weiß ich, daß das meine Schulzeit war, denn damals habe ich alles gelernt, was ich heute kann!“

Ärgerlich entgegnete Dora: „Ja, du hattest mehr Glück mit den Wirtsleuten als ich. Ich habe immer nur solche Plätze getroffen, wo es nicht zum Aushalten war.“

Zula, die Doras Vergangenheit kannte, sagte: „Jetzt hast du aber zu viel gesagt. Du mußt immer bei der Wahrheit bleiben, denn deine meisten Wirtsleute mußten dich immer schon vor dem Wandertag als untauglich wegschicken!“

Dora, die nur mit ganz fremden Leuten gerne von sich und ihrer Vergangenheit erzählte, ärgerte sich immer mehr und war entschlossen, das

Gespräch von sich abzulenken und sich an der hochmütigen Zula zu rächen, deshalb fragte sie:

„Wo war dein Johann gestern?“

„Das ist doch seine Sache“, antwortete Zula gereizt.

„Ja, weißt du noch nicht, was gestern passiert ist?“ erkundigte sich Dora, Teilnahme heuchelnd. Unaufgefordert und mit Schadenfreude berichtete sie jetzt:

„Dein Johann hat gestern bis in die Nacht hinein gefressen und den Josef — der doch Vorstand ist — verprügelt und sich benommen wie ein Berrückter. Er ist nicht mehr bei klarem Verstand, so sagen alle Leute, jeder bedauert ihn, denn er war der nüchternste und ordentlichste Mann im Dorfe. Auch wird geredet, daß ihr ein schlechtes Eheleben führt, die Marie-bas solls gesagt haben.“

„Halt dein Maul, du alte Klatsch, dir wäre auch gescheiter, du machst, daß du an deine Arbeit kommst, denn dein Haus liegt den ganzen Tag im Durcheinander“, antwortete Zula grob.

„Run, dir darf man wohl nichts mehr sagen“, wollte Dora wieder einlenken.

„Rein, jeder soll vor seiner Türe seggen, mach, daß du heim an deine Arbeit kommst“, herrschte Zula sie an und stellte sich drohend vor sie hin.

„Run, ich kann auch gehen“, sagte Dora ängstlich und erhob sich vom Stuhle.

„Aber schnell“, trieb Zula.

Als Dora draußen war, rief sie ins Haus hinein: „Giftige Schlange! Du hast deinen Mann verrückt gemacht!“ Dann verließ sie im Eilschritt den Hof.

Zula blieb noch lange mit schlaff herabhängenden Armen, der Wirklichkeit entrückt, mitten im Zimmer stehen und überhäufte sich mit Vorwürfen. Der Johann säuft, und ich habe ihn dazu getrieben, wir führen ein schlechtes Eheleben, und ich bin schuld daran, er war der ordentlichste Mann, und ich hab ihn verrückt gemacht! Tränen, die ihr über die Wangen rollten, brachten sie wieder zurück zur Wirklichkeit. Alles das nur, weil ich so veressen auf ein Amt bin! Er soll lieber wieder so sein wie er war und in keine Gemeindeversammlung gehen, dachte sie immer noch weinend. Endlich ermannte sie sich, trocknete mit dem Schürzenzipfel ihr Gesicht ab und arbeitete mit doppeltem Eifer weiter.

Als Johann endlich am Abend auf den Hof fuhr, war sie mit allem schon fertig. Sie eilte ihm froh entgegen und half ihm beim Ausspannen, aber zum Sprechen hatte sie keine Kraft. Nicht nur, wenn der Mensch innerlich arm ist, kann er nicht sprechen, auch dann kommen keine Worte über seine Lippen, wenn sein Herz zum Überlaufen voll ist.

Johann merkte ihr verändertes Wesen und beobachtete sie erfreut. Auf dem Heimwege hatte er sich vorgenommen, gleich nach der Ankunft zu Hause ins Dorf oder aufs Feld zu gehen, um sie durch sein Fehlen vom Hofe zu strafen, aber jetzt fühlte er sich so wohl daheim, daß er um nichts in der Welt hätte fortgehen können.

Am nächsten Morgen wollte er einspannen und aufs Feld fahren, als sein Nachbar, der Kurator, in Sonntagskleidern und mit dem Gesangbuche unterm Arm, zu ihm auf den Hof kam. Der Alte hatte von vielen schon den Klatsch über Johann gehört, und weil er immer einer von denen war, denen die Wahrheit über alles geht, wollte er dem Gerede auf den Grund gehen und es bekämpfen. Er kannte Johann und schätzte ihn als aufrichtigen Menschen, deshalb befürchtete er, daß dieser brave Mann von dem schmutzigen Dorfgerede noch zu unüberlegten Handlungen hingerissen werden könnte.

Mit der Frage: „Gehst du nicht zur Kirche?“ fing der Alte das Gespräch an.

„Ich wollte aufs Feld fahren, um nachzusehen, ob man den Weizen noch eggen kann“, wich Johann der Frage aus.

„Das laß sein“, entgegnete kurz der Wilhelmvetter, „denn dazu ist der Sonntag nicht da. Am Sonntag sollen die Tiere ihre Ruhe haben und der Bauer durch Lesen guter Bücher und Kirchgehen geistige Nahrung aufnehmen und den Gemeinschaftsinn pflegen, das ist eine alte und heilige Väterfittte, die wir uns durch vorübergehende Mißstimmungen in der Familie nicht rauben lassen dürfen. Ich weiß, daß du kein fleißiger Kirchgänger bist, aber wenn der Pastor predigt, warst du noch jedesmal da.“

Diese ernst, aber freundlich gesprochenen Worte ließen Johann aufhorchen, deshalb fragte er:

„Ist denn der Pastor heute bei uns, die Zula hat mir noch nichts davon gesagt, oder ist es nicht bekannt gemacht worden?“

„Der Lehrer hat es gestern in der Schule den Kindern gesagt, und diese sollten es zu Hause ihren Eltern mitteilen. Deine Zula wirds vergessen haben“, entgegnete der Wilhelmvetter.

„So etwas vergißt sie gewöhnlich nicht. Aber wie dem auch sei, ich gehe mit euch in die Kirche und fahre werktags aufs Feld“, sagte Johann.

„So meine ich auch“, schmunzelte der Nachbar. Johann schob den Wagen in den Schuppen und nahm den Pferden das Geschirr ab, dann sagte er: „Jetzt mach ich mich fertig, kommt mit rein!“

Der Nachbar ging mit in die Küche, bot der Zula die Zeit und nahm am Tische auf einer Bank Platz. Während Johann seine Schuhe wuschte und Zula am Herd beschäftigt war, fing er ohne Umschweife an:

„Als alter Mann und als euer Nachbar, der nicht mit zugebundenen Augen herumläuft, sage ich euch, daß ein Streit zwischen Eheleuten noch lange nicht beseitigt ist, wenn der Mann die Türe zuschlägt und aufs Feld rennt und erst um Mitternacht heimkommt, so wie du es gemacht hast, Johann. Auch dann nicht, wenn das Weib mit schonender Stimme spricht und dem Manne ein mürrisches Gesicht zeigt, so wie du es gemacht hast, Zula. Mann und Weib müssen unter einem Dache wohnen, Freud und Leid miteinander teilen und nach einem Ziele streben, und die können einander nicht aus dem Wege gehen, ohne sich zu schaden.“

Er holte tief Atem, dann setzte er seine Rede fort.

„Eins muß das andere empor ins Licht heben und nicht hinunter in den Schmutz ziehen — hat ein Alter zu mir gesagt, als ich den dritten Streit mit meiner Bisbet hatte und ihr einen Monat lang keine Antwort mehr gegeben und sie auch nicht mehr angerebet hatte. So wie ich jenesmal von diesen Worten ergriffen worden bin, möchte ich, daß ihr es werdet!“

Sich erhebend, sagte er zu Johann: „Ich gehe bis ans Tor und warte dort auf dich!“

Die Worte des Alten beseitigten auch die letzten Instimmigkeiten zwischen den beiden und brachten sie einander wieder nahe.

In kurzer Zeit war Johann fertig und eilte froh zu dem am Tore wartenden Nachbar.

Die zwei Männer senkten ihre Schritte zur Kirche, gerade während des zweiten Läutens. Am Bethaus erfuhren sie, daß der Pfarrer im Nebenzimmer beim Lehrer sei. Der Kurator ging ins Lehrerzimmer, und Johann nahm seinen Platz im Gotteshaus ein. Bald darauf mahnte die Glocke das dritte und letztmal zum Kirchengang.

Beim Eintritt des Pfarrers erhob sich die Gemeinde und nahm erst Platz, nachdem er sein stilles Gebet beendet hatte. Hierauf wurde das Eingangsglied gesungen. Der Lehrer stimmte an und begleitete den Gesang auf dem Harmonium.

Der Predigttext war der Leidensgeschichte entnommen. „Oft triumphiert die Finsternis in der Welt“, hob der Pastor hervor, „und oft siegt der niedere, schlechte Mensch durch Heuchelei und Lügen, und der gute Mensch wird in den Schmutz getreten. Aber am Ende vor dem Richterstuhle Gottes kommt doch die Wahrheit ans Licht, so gewiß wie jeden Morgen die Nacht der aufgehenden Sonne weichen muß.“

Jula, die noch rechtzeitig vor dem Zusammenläuten fertig geworden war, saß andächtig da und verlor kein Wort von der ganzen Predigt. Dunkel ahnte sie den Kampf, den seit ewigen Zeiten das Licht gegen die Finsternis, die Wahrheit gegen die Lüge und das Gute gegen das Schlechte führt, und daß die Menschheit in zwei Heere geteilt ist: das kleinere Heer steht für das Gute und die Wahrheit ein und will dem Licht zum Siege verhelfen, das größere Heer will von der Wahrheit nichts wissen und durch Lügen, Heucheln und Betrügen in dieser Welt siegen.

Johann konnte nicht verstehen, warum das Böse so oft siegen muß, denn kein Mensch hat doch Gefallen an etwas Gemeinem und Schlechtem. Der alte Wilhelmvetter, der Gemeindegurator, nahm sich vor: heute soll in unserer Gemeinde das Schlechte nicht siegen!

Vor dem Schlußlied forderte der Pfarrer die stimmberechtigten Männer zum Dableiben auf. Nachdem die Frauen und Ledigen das Bethaus verlassen hatten, erhob sich der Kurator und sagte:

„Ich habe den Pfarrer gebeten, euch aufzufordern, hierzubleiben, weil wir dringende Gemeindeangelegenheiten erledigen müssen“, und die anwesenden Männer anschauend, fuhr er fort: „Wie ich sehe, ist die Mehrheit der Gemeindeglieder zugegen, was mich berechtigt, uns als beschließfähige

Gemeindeversammlung zu erklären. Es freut mich, daß der Herr Pastor dabei ist. Auf der Tagesordnung stehen die Klagen, die gegen Johann und den Vorstand Josef vorliegen, dann der Antrag auf Absetzung Josefs von seinem Amt und, wenn nötig, die Ersatzwahl. Nun bitte ich den Herrn Pastor, den Vorsitz zu übernehmen."

Man war an ein forsches Vorgehen von Wilhelmvetter gewöhnt. Und doch waren alle von dem Gehörten überrascht. Josef und seine Freunde hätten gerne die Abhaltung dieser Versammlung zu verhindern gesucht, aber der Ort und die Gegenwart des Pfarrers nahm auch dem größten Schreier den Mut, auch nur Einwendungen zu machen.

"Wir gehen zur Tagesordnung über", fuhr der Pastor fort. "Wer klagt gegen Johann, und was legt man ihm zur Last?"

"Ich", sagte Josef, sich von seinem Platze erhebend.

"Was haben Sie gegen ihn zu sagen?" fragte der Pastor weiter.

Josef antwortete: "Der Johann war besoffen wie ein Schwein und hat mich, der ich doch Vorstand bin, beleidigt und geschlagen!"

"Waren noch andere dabei, als Sie von Johann beleidigt worden sind, und wo war es?" setzte der Pastor das Verhör fort.

Josef nannte Eduard; bei dem zu Hause und in dessen und seiner Kameraden Gegenwart sei es gewesen.

Als der Pfarrer um näheren Aufschluß über den Vorfall bat, erhob sich verlegen ein jüngerer Wirt und erzählte offenen Gesichtes, daß er mit noch zwei Altersgenossen am Wahltag nach dem Mittagessen bei sich zu Hause war, als Josef betrunken zu ihm ins Haus kam und Wein verlangte, weil er eigenen habe, habe er geholt, und alle tranken. Darauf sei auch Johann gekommen, betonte der Erzähler mit Stolz, und habe am Tische Platz genommen. Er als Hauswirt stellte dem Neuankömmlingen auch ein Gläschen Wein vor. Josef habe gleich mit Johann Streit gemacht, ihm Scheinheiligkeit vorgeworfen und ihn einen Heuchler genannt. Johann verbat sich diese Rede. Da sei Josef wackelig aufgestanden, auf Johann zugegangen und habe nach ihm geschlagen. Johann sei durch schnelles Aufstehen dem Schlage ausgewichen und forderte Josef mit ernstern Worten zur Ruhe auf; als jener nicht nachgab und noch zudringlicher wurde, habe Johann ihm einen Stoß versetzt, so daß Josef wie ein Mehlsack unter den Tisch flog. Mühsam und fluchend richtete er sich wieder auf und verließ, Drohungen gegen Johann ausstoßend, torkelnd das Zimmer. Johann habe bei ihm nur ein Gläschen Wein getrunken. "Das ist alles, was bei mir im Hause vorgefallen ist und was ich weiß."

"So wars, wie der Eduard erzählt hat", bestätigten unaufgefordert die andern zwei jungen Wirte.

"Nach der Aussage Ihres Zeugen sind Sie der Schuldige und nicht Johann", stellte der Pastor fest.

"Das ist er auch", warf Eduard dazwischen

"Nach dem eben Gehörten ist Johann entlastet, aber was können Sie zu Ihrer Verteidigung sagen?" fragte der Pastor Josef.

„Es geht niemand etwas an, was ich mache, und wenns dem Grün-
schabel leid tut um das bißchen Wein, das ich bei ihm getunken habe,
dann bezahl ichs ihm, so viel hab ich noch“, antwortete Josef großtuerisch.

Nach der Schilderung Eduards und nach den von allen als ganz un-
passend empfundenen Worten Josefs, wagte keiner mehr ein Wort für ihn
einzulegen.

Der Pastor sagte: „Bevor wir ein Urteil fällen, wollen wir uns auch
die Klage gegen den Vorstand Josef anhören. Wer klagt gegen ihn?“

Der Kurator stand auf und sprach: „Der Kläger bin ich, ich will aber
nicht Einzelfälle von ihm hervorheben, sondern nur darauf hinweisen, was
wir alle schon wissen, nämlich daß er die von seinem Vater geerbte Wirt-
schaft durch seine eigene Schuld ganz ruiniert hat, seit längerer Zeit
nur noch dem Trunke nachgeht und immer in den Schenken herum sitzt. Der
kann kein Vorbild mehr sein. Mir ist es unbegreiflich, warum ihm einige
von uns bei den letzten Wahlen ihre Stimme gegeben haben. Und ich for-
dere seine Entfernung aus dem Presbyterium“.

„Ihre Aussage muß durch Zeugen bekräftigt werden; wen geben Sie
an?“ wandte sich der Pastor an den Kurator.

„Josefs Weib und die hier anwesenden Männer“, erwiderte der Kurator
sich sehend.

„Dann müßte die Frau verhört werden“, sagte der Pastor.

„Wir rufen nie Frauen zu unseren Gemeindefitzungen, und außerdem
ist es nicht nötig, sie anzuhören, denn es ist wahr, was der Wilhelm gesagt
hat“, ließ sich der älteste Mann der Gemeinde vernehmen.

Beifälliges Murmeln und Zurufe unterstützten die Worte des Älten.

„Nun, nach dem Anhören der Kläger und der Zeugen“, ergriff der Pfarrer
wieder das Wort, „und nach althergebrachter Sitte ist die Gemeinde be-
rechtigt, die Entscheidung durch geheime Abstimmung herbeizuführen. Der
Lehrer teilt weiße Zettel aus, darauf wird jeder seine Meinung schreiben.“

Bei der Abstimmung wurde Johann als unschuldig, Josef aber als
schuldig und von seinem Amte abgesetzt erklärt.

Josef, der immer noch auf den Beistand seiner Wähler gehofft hatte,
war durch den Ausgang der Abstimmung niedergeschlagen. Aber er sagte
leicht hin:

„Ich kann auch ohne das Amt leben“, stand auf und ging hinaus.

„Bevor wir zur Ergänzungswahl schreiten“, fuhr der Pastor fort, „lese
ich in Paragraph 40 unserer Kirchenordnung vor, wo es im zweiten Abschnitt
wörtlich heißt: Es dürfen nur solche Gemeindeglieder gewählt werden, die
einen guten Ruf in der Gemeinde haben und eine den Vorschriften der
Kirche entsprechende Gesinnung und Betätigung beweisen. Nun bitte ich
für das Amt eines Vorstandes zwei geeignete Männer vorzuschlagen, damit
wir die Wahl vornehmen können.“

Es folgte eine Stille. Da erhob sich Eduard und nannte Johann mit
Vor- und Zunamen.

„Der ist gut“, ließ sich ein älterer Wirt vernehmen, bald darauf noch
mehrere andere. Aber der Pastor forderte noch zur Nennung eines zwei-

ten Mannes auf. Wieder folgte eine Stille. Darauf machte der Kurator den Vorschlag, Johann als gewählt zu erklären, was einstimmig angenommen wurde.

„Da weiter nichts auf der Tagesordnung ist“, erklärte der Pastor, „schließe ich die Sitzung und bitte alle Anwesenden, das Protokoll zu unterschreiben. Dem neugewählten Presbyter wünsche ich Ausdauer und Freude in seinem Amt. Seine feierliche Einsetzung und die Schwurabnahme erfolgt durch mich vor versammelter Gemeinde heute abend um 7 Uhr zu Beginn der Bibelstunde.“

Johann erlebte seine Mitbürger heute von einer ihm noch ganz unbekanntem Seite, und er sog förmlich jedes Wort in sich hinein. Der ihm angeborne Scharfblick zeigte ihm deutlicher denn je, daß eine deutsche Gemeinde im Ausland nur so lange bestehen kann, als sie klar denkende, aufrichtige und zielbewußte Männer aus ihrer Mitte hervorbringen kann. An der Verhandlung nur mit einer Bemerkung teilzunehmen, fühlte er sich nicht gedrungen. Als letzter erhob er sich und unterschrieb das Protokoll.

Jula empfing ihn mit den Worten: „Weißt du, ich bin eigentlich froh, daß du noch kein Amt hast.“

„Dann ist deine Freude aber nur von kurzer Dauer“, bemerkte er.

„Ja, aber warum denn?“ fragte sie verwundert.

„Weil ich seit heute eines habe“, klärte er sie auf.

„Aber wir hatten uns doch vorgenommen, solange ohne Knecht und Magd zu bleiben, bis wir uns vierzig Hektar gekauft haben, um unseren Kindern eine anständige Aussteuer geben zu können, wenn die Zeit da ist, damit sie mal einen leichteren Anfang haben als wir!“ Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und fuhr klagend fort: „Nun mußt du für schweres Geld Arbeiter anstellen, und wir können unser Ziel nicht mehr erreichen, und das habe ich veranlaßt!“

„So schlimm ist es nicht, wir werden es schon schaffen“, tröstete er und strich ihr das Haar aus der Stirn. „Das Amt ist mir ohne dein Dazutun gegeben worden. Von unserem ersparten Geld können wir uns die zehn Hektar von dem Tataren kaufen, der nach Kleinasien auswandert, ich habe schon mit ihm gesprochen, und wir sind handelseins geworden. Übermorgen fahren wir aufs Gericht, um den Akt zu machen. Die Gerste, die wir noch auf dem Boden liegen haben, reicht aus, um alle Auslagen für den Kaufakt zu bezahlen. Aber des Amtes wegen brauche ich keinen Knecht zu dinge, denn als Vorstand habe ich nur Sonntags Dienst, und Werktags kann ich wie sonst meiner Arbeit nachgehen.“

„Ich merke, dir hat die Sehnsucht nach dem Land der Ahnen den Blick getrübt!“

„Gedulde dich, wenn sich unser Hochzeitstag das 25. Mal jährt, haben wir so viel erspart, um auch einmal die Heimat sehen und erleben zu können. Diese Aussicht soll uns kräftigen und alle Entbehrungen geduldig tragen helfen.“

Sie nickte stumm.

Die oberösterreichische Siedlung Korntal in Illinois

Das Jahr 1848 hatte auch für Oberösterreich Unruhen gebracht; obgleich sich die Lage der Bauern durch die Ereignisse jenes Jahres besserte, herrschte doch große Unzufriedenheit unter dem Landvolk. Infolge der ungünstigen Lage entschloß sich der Kleinbauer **Lichtenwanger** aus **Thening** in der Nähe von **Linz** an der **Donau** zur Auswanderung. Ohne Kenntnis der Landessprache reiste er mit dem Segelschiff nach **New Orleans**, und nach der zweimonatigen Seereise brachte er noch sechs Tage auf einem **Mississippi-Dampfer** zu, der ihn und seine Familie nach **Cape Girardeau**, einer französischen Siedlung auf der Seite des Staates **Missouri**, brachte. Von hier aus fuhr er auf einem Ochsenwagen noch zehn Meilen ostwärts und ließ sich mit seiner Familie mitten im Urwald nieder. Außerst schwere Arbeit harrete seiner, denn der südliche Teil des Staates **Illinois** ist bis zur Stadt **Carbondale**, etwa 50 Meilen nördlich von **Cairo**, das am Zusammenfluß des **Mississippi** und **Ohio** liegt, sehr bergig und war mit schwerem Urwald, besonders Eichen- und Ahornbäumen bewachsen. Aber der Besitz eines großen Stück Landes, wohl zwanzigmal größer als sein Kleinbauerngut, befriedigte ihn, und seine Briefe in die Heimat atmeten Zufriedenheit.

Da entschloß sich im Jahre 1851 eine größere Gruppe von evangelischen Bauern aus der Gegend von **Thening**, **Scharten** und **Wels**, dem kühnen Führer zu folgen. Etwa 20 Familien reisten gemeinsam den Weg, den **Lichtenwanger** genommen hatte. Die Seereise war wieder lang und stürmisch, und es traten Todesfälle ein, die den Mut der Gruppe zu dämpfen geneigt waren. Schon die Namen zeigen, daß die Siedler aus **Österreich** stammten: **Schöneberger**, **Stegmüller**, **Höhenberger**, **Reischauer**, **Haberfellner**, **Angermeier**, **Kastnerhuber** usw.

Die Siedler ließen sich geschlossen nieder; der Mittelpunkt der Siedlung ist ein Tal, durch das ein breiter Bach fließt, der sich in den **Mississippi** ergießt. Der Name **Korntal** ist daher vollauf berechtigt, zumal da das Korn (**Mais**) vorzüglich gedeiht. Hier in dem Tal errichteten die Ansiedler sehr bald eine Kirche. Unter ihnen fanden sich einige Schreiner, die zeigten, daß sie den Bau einer Holzkirche gut verstanden. Die damals erbaute Kirche steht noch heute und dient ihrem ursprünglichen Zweck.

Schwere Arbeit war in den ersten Jahren das Los der Einwanderer. Der Urwald mußte gelichtet, und Blockhäuser, Ställe und Scheunen mußten errichtet werden. Der Boden ist noch heute sehr fruchtbar und lohnte den Fleiß der Bauern. In zehn Jahren waren sie aus dem Größten heraus. Der Gesundheitszustand wurde häufig durch das immer wiederkehrende Wechselfieber gestört, das nur aufhörte, als der Urwald schon stark gelichtet worden war und die Sümpfe austrockneten.

Die Ansiedlung war von Amerikanern umgeben; **Korntal** war eine Sprachinsel. Etwa sechs Meilen weiter nach Süden war eine lutherische Gemeinde von deutschen **Pennsylvaniern**, die ihren Dialekt im Umgang redeten. Dieser Dialekt machte jedoch den **Oberösterreichern** große Schwierigkeiten, sodaß es nicht zu einem engeren Verkehr kam. Diese Gruppe war schon stark verenglicht, wie ihre Namens-

formen zeigen: Hileman, Rinehart, Misenhimer, Howenstine, Holschoufer, Troutman usw.

Die Korntaler hatten von Anfang an eine deutsche Schule eingerichtet, in der die jeweiligen Pastoren unterrichteten; auch waren die Gottesdienste rein deutsch. Im Umgang wurde ausschließlich deutsch gesprochen, sodaß sich die deutsche Sprache ohne weiteres hielt.

Infolge eines Kirchenstreites, in dem neben anderen Punkten das Tausendjährige Reich eine Rolle spielte, trennte sich ein Teil von der Korntaler Gemeinde, erbaute sich zwei Meilen davon in den Bergen eine neue Kirche und schloß sich der Evangelischen Gemeinschaft (heute „United Evangelical Church“) an.

Durch Fleiß und Sparsamkeit hatten es die Ansiedler bald zu Wohlstand gebracht. Die schönen Bohnenhäuser, die wohlbestellten Felder, die blühenden Obstgärten und die vielen Reitpferde, die der oft nicht fahrbaren Wege wegen zum Verkehr benutzt wurden, zeigten den Wohlstand.

Als wir im Jahre 1876 nach Korntal kamen, war die Siedlung noch stockdeutsch. Sie feierte eben ihr 25jähriges Bestehen. In beiden Gemeinden wurde nur deutsch gepredigt und in beiden Gemeindeschulen nur deutsch unterrichtet. Im Umgang wurde sogar noch der oberösterreichische Dialekt gesprochen, so daß wir den Übergang von Linz nach Korntal kaum spürten. Wir waren in das Klein-Oberösterreich in Korntal übersiedelt.

Die Eltern kauften eine kleine Farm, d. h., es sollte einmal eine Farm werden. Vorläufig waren nur 10 Acres (4 ha) von den 40 unter dem Pflug, was man so „unter dem Pflug“ nannte. Viele der alten Baumstümpfe zierten noch die 10 Acres, und der Rest war amerikanischer Urwald. Da habe ich vollauf Gelegenheit gehabt, die äußerst schwere Arbeit des Urbarmachens und die ebenso mühevollte Bearbeitung des stumpfenbefänten Neulandes gründlich kennen zu lernen, denn zwei volle Jahre half ich mit, den Urwald zu lichten und im Neuland Brot für uns zu gewinnen. Heute bin ich froh, die erste Arbeit des Siedlers zu kennen. Ich habe eine tiefe Hochachtung vor dem Fleiß und der Ausdauer der ersten Ansiedler gewonnen. Daß wir in einem fremden Lande mit fremder Sprache lebten, habe ich nicht gemerkt. Die schwere Arbeit ließ mir zum Nachdenken kaum Zeit.

Die Siedlung war nicht imstande, ihre Söhne und Töchter zu halten. Sie sind in die „Fremde“ gezogen, um ihr Glück zu suchen, und die meisten sind nicht zurückgekommen. In der Urgemeinde hat einmal ein Lehrer jahrelang unterrichtet; in Verbindung mit dieser Schule hätte sich die Sprache noch eine weitere Generation in den Familien gehalten. Zuerst ging die Schule in der abgezweigten Gemeinde ein; in der Korntaler Gemeinde hielt sie sich länger. Auch ich verließ die Siedlung, und bei meinen Besuchen merkte ich die Abnahme des Deutschen deutlicher als die Daheimgebliebenen.

Der wirtschaftliche Aufschwung der 80er und 90er Jahre hatte auch Korntal ergriffen. Der Ackerbau war Hauptbeschäftigung, und später trat der Gemüsebau (truck farming) an seine Stelle. Die heißen Sommer sind der Beerenzucht und dem Melonenbau besonders günstig. In neuer Zeit sind Viehzucht und der Bau des Pfirsich in den Vordergrund getreten.

Die Korntaler lebten lange still für sich in ihren Bergen; heute führt die Mobile- und Ohio-Bahn, die St. Louis am Mississippi mit der Stadt Mobile im Staate Alabama am Golf von Mexiko verbindet, mitten durch das enge Tal, dicht an Schule, Kirche und Pfarrhaus vorbei. Für den Verkehr baut jetzt die Bundesregie-

rung eine Kunststraße an jener Bahn entlang, die St. Louis mit der Stadt Cairo verbindet.

Noch sind die Alten imstande, die deutschen Bücher, die in der Siedlung erhalten sind, zu lesen, wie sie sich auch aus der deutschen Zeitung über die Weltereignisse unterrichten können. Die dritte Generation ist aber in der Sprache fast ganz englisch. Dem älteren Geschlecht wird einmal im Monat deutsch gepredigt. Von den in Oberösterreich Geborenen ist nur noch einer am Leben.

Wer heute die vor 87 Jahren gegründete Siedlung, drei Meilen südlich von Jonesboro, dem Sitz der Behörden des Union County, aufsucht, der wird sich der englischen Sprache bedienen müssen.

Johannes Eifelmeier, Milwaukee, Wis.

Vänder-Berichte

Nordschleswig

Das Echo der Befreiung des Sudetenlandes — Einigung der deutschen Volksgruppe — Scharfe Kritik an der Haltung dänischer Blätter — Demonstration gegen ein dänisches Theaterstück — Deutsche Forderungen im dänischen Reichstag

Mit angehaltenem Atem hat die deutsche Volksgruppe in Nordschleswig die Entwicklung der sudetendeutschen Frage während der letzten Wochen verfolgt und hat in großen Kundgebungen zum Ausdruck gebracht, daß sie sich in den großen geschichtlichen Augenblicken als Teil des deutschen Gesamtvolkes fühlte. In den Tagen unmittelbar vor der Entscheidung zwischen Godesberg und München rief die NSDAF Nordschleswig zu großen sudetendeutschen Kundgebungen in allen Städten des Landes auf und veröffentlichte gleichzeitig eine Proklamation, in der es u. a. hieß:

„Wir grüßen Konrad Henlein, den Führer der Sudetendeutschen, seine vielen namenslosen Mitkämpfer und das ganze Sudetendeutschtum. Wir senken unsere Fahnen, die auch die ihren sind, vor den Opfern, die den Weg in das Reich mit ihrem Blut besiegelt haben. Im Gedanken an die Blutzengen des volksdeutschen Kampfes erneuern wir unser Bekenntnis zu dem Führer des im Nationalsozialismus geeinten Volkes. Wir stehen in einem Abschnitt der volksdeutschen Front, die sich wie ein Ring um die Grenzen des

Reiches zieht. Wir stehen in einem der Brennpunkte der weltanschaulichen Auseinandersetzungen, wo politische Strömungen von gestern und heute aufeinanderbranden. In diesem Brennpunkt haben wir die Volksgruppe als festgefügt und einsatzbereiten Block einzusetzen im Dienste des Führers, des gesamten Volkes und der nordschleswigschen Heimat.“

Die Sudetenkundgebungen, die am 24. September in Tondern, Sonderburg, Apenrade und Hadersleben stattfanden und auf denen Parteiführer Dr. Möller, Assessor Rudolf Stehr, Pastor Schmidt-Wodder und Wilhelm Deichgräber sprachen, nahmen überall einen eindrucksvollen Verlauf und fanden ihren Höhepunkt in der Abendung eines Treuegrußes an Konrad Henlein.

Als der Flüchtlingsstrom aus dem Sudetenland das schleswigsche Grenzland erreichte — besonders auf den Nordseinseln Föhr und Sylt waren viele Sudetendeutsche untergebracht — taten sich viele deutsche Frauen in Nordschleswig zusammen und veranstalteten Kleider- und Lebens-

mittelsammlungen, die den sudeten-deutschen Flüchtlingen überreicht wurden und dort große Freude auslösten.

Unter dem Eindruck des gewaltigen Geschehens im Sudetenland konnte in der letzten Zeit die Einigung der deutschen Volksgruppe Nordschleswigs, die sich bereits im Juni mit der Anerkennung des Parteiführers Dr. Möller durch die deutsche Jugend und den Bund für Leibesübungen anbahnte, vollendet werden. Am 6. Oktober erklärten der Deutsche Schulverein in Nordschleswig, der Bund für deutsche Kultur, der Landwirtschaftliche Hauptverein für Nordschleswig und der Kameradschaftsverband Nordschleswig durch ihre verantwortlichen Leiter, daß sie den Parteiführer der NSDAP. Nordschleswig, Dr. Möller-Gravenstein, als den Führer der deutschen Volksgruppe anerkennen. Damit ist ein fünfjähriges Ringen um die neue Führung innerhalb der Volksgruppe abgeschlossen. Eine Konzentration der Kräfte und eine Ausrichtung auf ein gemeinsames Ziel ist erfolgt, die sich sicher in der kommenden Zeit zum Besten des Gesamtdeutschums in Nordschleswig bemerkbar machen wird.

Die Haltung der dänischen Presse hat während der Tage großpolitischer Entscheidungen oft zur Kritik von deutscher Seite Anlaß gegeben. Obgleich die dänische Seite, die so oft für die Durchführung des Selbstbestimmungsrechts in ihrem eigenen Grenzgebiet eingetreten ist, hätte beglückt sein müssen, daß dieser Gedanke auch dort durchgeführt wurde, wo 3½ Millionen Deutsche in der Knechtschaft lebten, so zeigte es sich im Gegenteil, daß in dänischen Zeitungen immer wieder von einer „Bergewaltigung“ des Tschechenstaates gesprochen und die Behauptung aufgestellt wurde, daß die Gewalt über das Recht gesiegt habe. Es kam sogar soweit, daß ein bekannter Däne in Nordschleswig, im Gefühl aufwallender Empörung über das Verhalten Dalodiers einen französischen Orden, den er früher einmal erhalten hatte, zurücksandte. Als die Haltung der dänischen Presse sich nicht mehr auf die Abfassung einseitiger Kommentare be-

schränkte, sondern regelrecht zur Verbreitung von Greuelmärchen überging, wie es sich der Vertreter von „Berlingske Tidende“, Herr Ric. Blädel, herausnahm, da wurde dieses Verhalten von der gesamten deutschen Presse gebührend an den Pranger gestellt. Als vollends das Regierungsblatt „Social-Demokraten“ in Kopenhagen die in das Sudetenland einrückenden Männer als die „Hunnenferer Zeit“ bezeichnete, da sah sich der Staatsminister Stauning infolge des Verhaltens seiner eigenen Parteipresse genötigt, einzugreifen und die Mahnung auszusprechen, die Presse möge sich einer objektiveren, ruhigeren Haltung befleißigen und sich mehr mit dänischen Zuständen beschäftigen, anstatt in einseitiger Weise in großpolitische Diskussionen einzugreifen. Die deutsche Presse Nordschleswigs hat es in den Tagen, als die politischen Wogen hochgingen, natürlich als eine Ehrenpflicht angesehen, die Friedenspolitik des Führers gegen alle Entstellungen zu verteidigen.

Einer der größten Bühnenerfolge Kopenhagens, das Drama des jütischen Pastors und Dichters Kaj Munk, „Er sikt am Schmelztiegel“, hat in diesen Tagen seinen Weg nach Nordschleswig gefunden, wo es in allen vier Städten durch eine Kopenhagener Schauspielertruppe zur Aufführung gelangt. Die Tendenz des Stückes ist eine vollkommen oberflächliche und deshalb mißweisende Behandlung des deutschen Kassestandpunktes. Von deutscher Seite ist gegen die Aufführung dieses Stückes im Grenzland, wo zwei Volkstümer nebeneinanderleben, aufs schärfste protestiert worden. Als das Stück seinen Weg nach Apenrade fand, wurde der deutsche Standpunkt auf einem Flugblatt niedergelegt, das von Mitgliedern der „Schleswigischen Kameradschaft“ verteilt wurde. In dem Flugblatt wurde darauf aufmerksam gemacht, daß es in Deutschland unmöglich sei, daß im Grenzland ein Stück aufgeführt würde, das die Gefühle des Nachbarvolkes fränke. Auch die deutsche Presse südlich der Grenze hat sich mit dem Stück Kaj Munks beschäftigt und den Standpunkt, den die deutsche Volksgruppe Nordschleswigs eingenommen hat, unterstützt.

Der dänische Reichstag ist nach seiner Sommerpause Mitte Oktober wieder zusammengetreten zu einer großen politischen Aussprache. In dieser Aussprache ergriff auch der deutsche Abgeordnete Schmidt-Wodder das Wort, der eingangs auf die Haltung der dänischen Öffentlichkeit gegenüber den großpolitischen Ereignissen einging und dann die deutschen kulturellen Forderungen unterstrich. Dänemark müsse, so erklärte er, der deutschen Volksgruppe die so oft geforderte kulturelle Selbstverwaltung geben. Das sei eine Forderung, die alle anderen Volksgruppen in Europa zu der ihrigen gemacht hätten. Auf die wirtschaftlichen Verhältnisse in Nordschleswig eingehend, erklärte Pastor Schmidt, daß sich im Grenzland eine steigende Unsicherheit bemerkbar mache.

Kein Landesteil Dänemarks leide so wie Nordschleswig. Der Landmann habe keine Reserven mehr und sei deshalb in Gefahr, seinen Besitz zu verlieren. Dänemark müsse Maßregeln dafür treffen, daß der Besitz der Familie erhalten bleiben könne. Wenn man an das alte Bodenrecht des Nordens anknüpfe und das deutsche Erbhofrecht berücksichtige, dann könne es zu einer Reform auf dem Gebiet der Bodenpolitik kommen. Vor allen Dingen müsse Nordschleswig zunächst Entschädigungen erhalten für die großen Verluste, die es durch die Maul- und Klauenseuche erlitten habe. Das Grenzland sei nicht imstande, den Verlust allein zu tragen. Erfülle Deutschland die Forderungen auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet, dann sei viel geschehen, um zu einer helleren Zukunft zu gelangen. H. K.

Eupen-Malmedy

Belgische Gemeindewahlen — Die Heimattreue Front und ihre Gegner — Siege und Stimmen

Am 16. Oktober fanden in Belgien Gemeindewahlen statt. Ursprünglich auf den 8. und 9. Oktober angelegt, waren sie auf Grund der gespannten europäischen Lage verschoben worden; die Entspannung, die die Verständigung von München mit sich brachte, führte dazu, daß der Termin nurmehr um eine Woche verzögert wurde. Der Wahlkampf im abgetrennten deutschen Grenzgebiet hatte frühzeitig eingesetzt und entwickelte sich zu äußerster Lebhaftigkeit. Erneut zeigte sich die Besonderheit des Grenzlandes in fremder Staatlichkeit.

Auch diese Wahlen wurden zur Probe der Heimattreue und Verbundenheit. Die Heimattreue Front als die Hüterin der Rechte des Volkstums stand einem Gegner gegenüber, der sich aus den verschiedenartigsten Parteigruppen zusammensetzte. Kennzeichnend war, daß diese Gruppen, trotz aller sonstigen Verschiedenheit, sich zusammengefunden hatten, um die probelgische These zu verfechten, in der Hoffnung, durch gemeinsame Anstrengungen die Heimattreue Front zu schwächen, ja zu schlagen.

So standen bei diesen Gemeindewahlen die Katholische Union, Sozialdemokratie und Kommunisten brüderlich zusammen. In Eupen nannten sie sich „Baterstädtische Wählervereinigung“, in Malmedy „Belgisch-Demokratische Liste“, in St. Vith „Liste der Gemeindeinteressen“, um nur die drei Städte des Gebiets als die eigentlichen Brennpunkte der Auseinandersetzung zu nennen.

Charakteristisch für die Taktik der vereinigten Gegner der Heimatfront war dabei nicht nur die hemmungslose Hege gegen die Vertreter der bodenständigen Bevölkerung, sondern auch das Bestreben, sich als Wahrer des „Gemeindewohls“ gegenüber „politischen Zielsetzungen“ auszugeben. Umso klarer war die Parole der Heimattreuen Front, die auch bei diesen Gemeindewahlen das Geßel der Heimattreue voranstellte und in großen Versammlungen mit „den Landfremden, den Konjunkturrittern und den Verrätern an der Heimat“ gründlich abrechnete. Dies war umso notwendiger, als den Begnern der Heimatrechte alle Druckmittel zur Verfügung standen, die angewendet zu

werden pflegen, um den Menschen zu zeigen, daß das Bekenntnis zu Heimat und Volk materielle Nachteile zur Folge hat, wurde doch in Malmedy noch nach der Wahl ein gewählter Vertreter der Heimattreuen Front von der Papierfabrik Steinbach, die sich in belgischen Händen befindet, fristlos entlassen, obwohl er an dieser seiner Arbeitsstelle zwanzig Jahre tätig war und sogar Invalide wurde. Angesichts solcher Schwierigkeiten, die hier nicht weiter im einzelnen geschildert zu werden brauchen, sind die Erfolge der Heimattreuen Front umso höher zu werten.

In Eupen kam es ihren Gegnern darauf an, die heimattreue Mehrheit zu stürzen, in Malmedy die seiner Zeit, unter veränderten Verhältnissen, gewählte sozialdemokratische Mehrheit zu erhalten. Hier wie dort mißlang das Spiel: in Eupen behielt die Heimattreue Front mit 7 Sitzen die Mehrheit; in Malmedy konnte sie zwar nicht die Mehrheit erringen, aber auf Grund der 4 Sitze, die sie gewann, und des Tatbestandes, daß noch eine dritte Liste aufgestellt war, die 2 Sitze erhielt, wurde die probelgische marxistische Liste (die 1932 noch 8 Sitze auf sich vereinigte) mit heute 5 Sitzen ihrer früheren Mehrheit im Gemeinderat beraubt. Nur in St. Vith konnte sich die Heimattreue Front, auf Grund besonderer, rein örtlicher Bedingungen, nicht als Mehr-

heit behaupten. Mit 4 Sitzen blieb sie gegenüber der Liste der Gemeindeinteressen (5 Sitze) in der Minderheit.

Wie verteilen sich die abgegebenen Stimmen? In Eupen erhielt die Heimattreue Front 3922 Stimmen, also 623 Stimmen mehr als bei den Gemeindevahlen von 1932. Die sogenannte „Baterländische Wählervereinigung“ erhielt 3723 Stimmen, während 1932 die in ihr vereinigten Parteien zusammen 3552 Stimmen erzielten. In Malmedy erhielt die Heimattreue Front 1284 Stimmen, die „belgisch-demokratische Liste“ der Gegner 1325, während die Liste der „wahren Gemeindeinteressen“ 819 Stimmen erhielt. In St. Vith erhielt die Heimattreue Front 863 Stimmen, die Liste der „Gemeindeinteressen“ 988 Stimmen.

Vor allem muß bei diesen Zahlen berücksichtigt werden, daß ein beträchtlicher Teil der Stimmen, die den Gegnern der Heimattreuen Front zufielen, dem altbelgischen Zuzug zu verdanken ist. In Eupen beträgt die Zahl der Altbelgier mehr als 600, in Malmedy erreicht sie das Tausend. Zieht man diese altbelgischen Stimmen ab, so ergibt sich, daß die große Mehrheit der bodenständigen Bevölkerung sich auch bei diesen Gemeindevahlen nicht beirren ließ, sondern auch sie zum Anlaß nah, ihre Heimattreue Kundzutun.

Memelgebiet

Schluß mit der Vetopolitik oder Selbsthilfe — Allerletzte Möglichkeit für Litauen zur Verständigung — Erst Staatspräsidenten-, dann Landtagswahlen? — Die Abänderungen des Memelwahlgesetzes

Der memelländische Landtag hat in seiner Sitzung am 6. Oktober einen entscheidenden Vorstoß gegen die Vetopolitik des litauischen Gouverneurs unternommen. Seit Jahren ist die Befehlsmaschinerie infolge der ständigen willkürlichen Einprüche des Gouverneurs gegen ordnungsmäßig verabschiedete Gesetze lahmgelegt. Der Landtag hat wiederholt gegen die statutwidrigen Übergriffe protestiert und darauf hingewiesen, daß es ein unhaltbarer Zustand ist, wenn der Gouverneur immer wieder lebensnotwendige Gesetze, die dem Schutz des memelländischen Bauernstandes, der Sicherung von Handwerk und Gewerbe oder der Bekämpfung der Ar-

beitslosigkeit dienen, aus rein politischen Gründen zu Fall bringt.

Es ist versucht worden, auf dem Wege von Verhandlungen der litauischen Regierung klar zu machen, daß das Memelgebiet auf diese Gesetze nicht verzichten kann, daß die Vetos des Gouverneurs schwere Verstöße gegen das Autonomiestatut darstellen und es ist darauf hingewiesen worden, daß dem Memelgebiet aus der Vetopolitik bereits nicht wieder gut zu machende Schäden erwachsen sind. Zu diesem Zweck wurde im Mai 1937 eigens eine Sonderkommission des Landtags eingesetzt. Leider sind alle Verständigungs-bemühungen der Memelländer vergebens ge-

blieben. Der Gouverneur hat nicht nur seine Vetopolitik fortgesetzt, er hat es sogar fertig bekommen, unmittelbar vor der letzten Landtagsitzung drei neue Vetos auszusprechen. Es handelt sich dabei um das Gesetz zur Ermächtigung des Direktoriums zur Niederschlagung der im Zusammenhang mit den Zwischenfällen im Memeler Hafen eingeleiteten Gerichtsverfahren, um das Gesetz betreffend Abänderung der Gewerbeordnung und um das Gesetz zur Abänderung des Handelsgesetzbuches. Dem Landtag und dem Direktorium bleibt bei dieser Sachlage nichts anderes übrig, als den Gouverneur nunmehr zum letzten Mal aufzufordern, von seiner Vetopolitik abzulassen, und — falls er bei seiner autonomiefeindlichen Einstellung beharrt — wird das Direktorium zur Selbsthilfe schreiten und die notwendigen Gesetzesmaßnahmen auf dem Verordnungswege erlassen müssen.

In der letzten Landtagsitzung wurden nicht weniger als drei wiederholt vom Gouverneur mit dem Veto belegte Gesetze in dritter Lesung erneut verabschiedet und für dringlich erklärt. Es sind dies das Gesetz über den Handwerkerchutz, das Gesetz zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und das Gesetz zur Niederschlagung der Strafverfahren wegen der Zwischenfälle im Memeler Hafen. Gesetze, die vom Landtag für dringlich erklärt worden sind, müssen laut Artikel 10 des Autonomiestatuts innerhalb von 15 Tagen vom Gouverneur entweder zur Verkündung freigegeben oder mit einer stichhaltigen Begründung abgelehnt werden. Der Gouverneur muß sich also in zwei Wochen entscheiden. Dabei kann er nicht außer acht lassen, daß bei jedem der Gesetze der Nachweis bereits mehrfach geführt worden ist, daß sie dem Autonomiestatut entsprechen und daß die bisherigen Einsprüche des Gouverneurs zu Unrecht erfolgt sind. Die Landtagsmehrheit und ebenso der Sprecher des Direktoriums haben in der Landtagsitzung keinen Zweifel daran gelassen, daß das Direktorium die in den Gesetzen vorgesehenen Maßnahmen von sich aus auf dem Verordnungswege durchführen wird, falls der Gouverneur die Gesetze erneut ablehnen sollte.

Das gilt vor allem für das Gesetz zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, das — weil die Litauer das Gebiet weiter mit litauischen Zuwanderern überschwemmen wollen — im

Laufe weniger Jahre bereits viermal mit dem Veto belegt worden ist. Durch dieses Gesetz soll sichergestellt werden, daß die Verteilung der Arbeitsplätze im Memelgebiet durch die zuständigen autonomen Behörden erfolgt und daß in erster Linie die alteingesessenen memelländischen Arbeiter Arbeit und Brot erhalten. Und es soll verhindert werden, daß — wie es zurzeit der Fall ist —, immer wieder memelländische Betriebe von litauischen Behörden zur Entlassung einheimischer Arbeitskräfte gezwungen werden, an deren Stelle dann zugewanderte Litauer treten. Memelländische Arbeiter werden heute in den Fabriken mit fristloser Entlassung bedroht, falls sie nicht bis zu einer bestimmten Frist gewissen litauischen und dazu noch deutschfeindlichen Organisationen beitreten oder ihre Kinder in litauische Schulen schicken. Auf diese Weise sind in letzter Zeit tausende von memelländischen Arbeitern auf die Straße gesetzt und dem Elend preisgegeben worden. In Kowno wird man sich darüber klar werden müssen, daß mit dieser gewaltsamen, den Bestimmungen des Memelstatuts ins Gesicht schlagenden Litauisierungspolitik endlich Schluß gemacht werden muß.

Ein besonderes Licht auf die litauische Vetopolitik wirft die Zurückweisung des Gesetzes zur Niederschlagung der Strafverfahren wegen der Zwischenfälle im Memeler Hafen. Durch das Gesetz sollte unter die Zwischenfälle im Memeler Hafen beim Einlaufen der Seediensschiffe endgültig der Schlußstrich gezogen werden. Auf Grund von Verhandlungen zwischen dem Direktorium und Vertretern der Kownoer Regierung sind die damals Inhaftierten freigelassen worden. Memelländischerseits ist bei den Verhandlungen darauf hingewiesen worden, daß die endgültige Liquidierung der Strafverfahren nur durch den Erlass eines Gesetzes möglich sei. An der Besprechung nahm im Auftrage des litauischen Ministerpräsidenten auch der Vorsitzende der Memelgebietsabteilung des Obertribunals, Danauskas, teil. Es wurde dabei ausdrücklich die Vereinbarung getroffen, daß die Gerichtsverfahren durch ein Ermächtigungsgesetz des Landtags eingestellt werden sollten. Trotzdem hat der Gouverneur das Gesetz mit dem Veto belegt. Hier ist also sogar ein Gesetz zu Fall gebracht worden, das bereits die Billigung der Kownoer Regierung gefunden und das nichts weiter zum

Ziele hatte, als einen der beiderseitigen Verständigung im Wege stehenden Vorfall aus der Welt zu schaffen. Auch dieses Gesetz ist dem Gouverneur erneut zur Bestätigung vorgelegt worden. Die Litauer haben nun die Wahl. Sie haben eine allerletzte Möglichkeit, sich für eine Verständigung und für die so oft versprochene Einhaltung des Autonomiestatuts zu entscheiden. Wird auch diese Möglichkeit ungenutzt gelassen, so werden die Memelländer aus dieser offensichtlichen Zerreißung des Statuts die Konsequenzen zu ziehen wissen.

Merkwürdig ist, daß auch der Termin für die Landtagswahlen immer noch nicht festgesetzt ist. Kürzlich hieß es, daß die Wahlen am 11. Dezember stattfinden würden. Neuerdings aber ist davon die Rede, daß zuerst die Staatspräsidentenwahlen — und zwar Anfang Dezember — stattfinden würden und daß die Wahl zum memelländischen Landtag erst nach diesen Wahlen durchgeführt werden könnte. (Bei der Staatspräsidentenwahl — es handelt sich um die Wiederwahl von Staatspräsident Smetona auf weitere sieben Jahre — hat das Memelgebiet drei Wahlmänner zu stellen, die im November gewählt werden sollen.) Im übrigen läßt auch die wiederholt angekündigte Fertigstellung des

neuen Staatsschutzgesetzes, das zugleich auch die Aufhebung des Kriegszustandes bringen soll, auf sich warten. Das Gesetz bedarf nämlich nach seiner Annahme durch die litauische Regierung auch noch der Bestätigung durch den Seim (Volksvertretung). Die Abänderungen des Wahlgesetzes für die Landtagswahl sind inzwischen bekanntgegeben worden. Danach werden auch die im Kownoer Kriegsgerichtsprozeß verurteilten und freigelassenen Memelländer wahlberechtigt und wählbar sein. Weiter sind die Stimmbezirke verkleinert und Erleichterungen bei der Wahlprozedur geschaffen worden. Um das zeitraubende Aussuchen der Stimmzettel im Wahllokal zu vermeiden, werden die Stimmzettelschloß den Wahlberechtigten bereits drei Tage vor der Wahl ins Haus geschickt.

Die wichtigste Voraussetzung einer freien und unbeeinflussten Wahl ist aber nach wie vor, daß der Kriegszustand aufgehoben, die litauische Staatsschutzpolizei zurückgezogen und die freie Betätigung im Rahmen des Autonomiestatuts gewährleistet wird. Die Memelländer werden es sich auch nicht gefallen lassen, daß der Kriegszustand nur dem Namen nach aufgehoben wird, sondern sie können eine wirklich freie und rechtmäßige Abstimmung verlangen.

Polen

Das Deutschtum im Olsagebiet

In der Zeit vom 2.—10. Oktober 1938 wurde das bisher zur Tschecho-Slowakei gehörende Gebiet zwischen Olsa und Ostrawitzka — im wesentlichen die politischen Bezirke Tschedisch-Teschen und Freistadt — von Polen besetzt. Damit sind rund 23000 Deutsche von der tschechischen unter polnische Herrschaft gekommen.

Um einen Überblick über die prozentuale Stärke und die Verteilung des Deutschtums zu geben, seien im folgenden einige Zahlen für wichtige Orte des besetzten Landes angegeben. Da das Ergebnis der tschechischen Volkszählung von 1930 der Öffentlichkeit nicht vorliegt, muß auf die Volkszählung von 1910

zurückgegriffen werden, die in der österreichischen Statistik Band I, 1. Heft veröffentlicht wurde und auf die sich auch Polen berief als es seine Ansprüche auf Abtrennung stellte. Bei dieser Volkszählung fragten die österreichischen Behörden allerdings nicht nach der Nationalität, sondern nach der zu Haus gesprochenen Sprache, so daß die Zählung kein völlig einwandfreies Ergebnis bezüglich der Volkstumsverhältnisse bringen konnte. Insbesondere war ein Teil der Bevölkerung, der nicht deutsch sprach (z. B. die Schlonjaken) einfach zum Polentum geschlagen worden, obwohl er sich selbst nicht dazu rechnete. Immerhin gibt die Zählung wichtige Anhaltspunkte.

Danach ergeben sich folgende Zahlen:

	davon			
	Einwohner	Deutsche	Polen	Tschechen
Karwin	16 386	1 980	13 546	860
Polnisch-Strau	22 690	1 296	4 467	16 927
Freistadt	4 835	1 704	2 878	253
Trzyniež	3 604	876	2 485	243
Schibitz	2 314	715	1 558	41
Peterstwald	7 286	628	1 355	5 303
Czechowiz	6 816	611	5 915	290
Orlau	8 207	603	2 805	4 799
Jablunkau	3 816	538	3 221	57
Friedeck	9 730	5 123	574	4 033

Für den bisher tschechischen Teil der Stadt Teschen gab es natürlich 1910 keine besondere Zählung. Die Zahlen für die ganze Stadt Teschen lauteten: 21 523 Einwohner, davon 13 254 Deutsche, 6 832 Polen und 1 437 Tschechen.

Für die letzten Jahre liegt keine offizielle Zählung vor. Eine auf Grund eingehender Ermittlungen gemachte Zusammenstellung von Prof. Schindler wurde dagegen im Jahresbericht 1937 des Bundes der Deutschen, Gau Schlesien veröffentlicht. Diese Zusammenstellung läßt erkennen, wie sehr das Deutschtum infolge der politischen Maßnahmen zurückgegangen war. Daß diese eine Abnahme verursachten, läßt sich nicht bezweifeln, auch wenn die Unzulänglichkeit der Zählung von 1910 hinsichtlich der Volksstumsverhältnisse berücksichtigt wird. Immerhin ergeben sich noch folgende Zahlen für das Deutschtum (der Hundertsatz der Gesamtbevölkerung ist jeweils beigefügt):

Tschechisch-Teschen	3 269 Deutsche = 16,7 v. H.
Freistadt	1 362 Deutsche = 12,0 v. H.
Friedeck	2 284 Deutsche = 11,9 v. H.
Hruschau	701 Deutsche = 12,8 v. H.
Jablunkau	292 Deutsche = 10,6 v. H.
Karwin	1 329 Deutsche = 13,8 v. H.
Trzyniež	930 Deutsche = 16,4 v. H.

Für die Vorkriegszeit können die Verhältniszahlen folgendermaßen eingeschätzt werden:

Tschechisch-Teschen	60 v. H.
Freistadt	35 v. H.
Friedeck	60 v. H.
Trzyniež	25 v. H.

Aus diesen Zusammenstellungen geht hervor, daß das Deutschtum rein zahlenmäßig eine starke Volksgruppe ist. Es ist völlig unverständlich, wie die reichsdeutsche Presse bei den Berichten über die Besetzung durch Polen das Vorhandensein dieser Volksgruppe glattweg verschweigen konnte. Es werden ferner aus diesen Zahlen — wenn man die eingangs bezeichneten Verhältnisse berücksichtigt — die Bemühungen der Polen verständlich, ohne Volksabstimmung in den Besitz des Gebietes zu kommen. Ihr zahlenmäßiges Übergewicht ist in vielen Gemeinden so wenig überzeugend, ihre Unterlegenheit dagegen so klar, z. B. in Teschen und Friedeck, daß sich eine Volksabstimmung nicht unbedingt vorteilhaft ausgewirkt hätte. Ein unbestimmter Faktor wären dabei die Schlonjaken gewesen, ein einheimischer Volksstamm, der in den Statistiken meist zu den Polen gerechnet wird, sich aber seit der Vorkriegszeit gegen die nationale Überfremdung durch das Polen- und Tschechentum auflehnte und Anlehnung an das Deutschtum suchte. Seine Haltung war bis in die letzte Zeit hinein nicht polenfreundlich. Der polnische Wojwode Gracynski, der aus Kattowitz zur Übernahme der Stadt Teschen gekommen war, weigerte sich denn auch, die Schlüssel der Stadt aus der Hand des Schlonjakenführers und gleichzeitigen Bürgermeisters von Tschechisch-Teschen, Koschdon entgegenzunehmen und ließ ihn einfach stehen. Ein Beweis, wie wenig die Polen mit der Freundschaft der Schlonjaken rechneten.

Das Deutschtum im Olsagebiet sieht auf eine jahrhundertelange Geschichte zurück und ist mit dem Boden untöschlich verbunden, wenn es sich auch weniger um ländliche, als um städtische Bevölkerung handelt. Die Deutschen hatten in alter Zeit die hauptsächlichsten Gewerbebetriebe in der Hand, bis sie sich auf die Industrie warfen und dort Gewalttätigen schufen. Die Industrie ist im wesentlichen eine Schöpfung der Deutschen, die überhaupt bis zum Weltkrieg sowohl in wirtschaftlicher wie kultureller Hinsicht die Oberhand bildeten. Sie waren Industrielle, gutgestellte Bürger, Kaufleute, Handwerker und nur selten Arbeiter. Das Polentum setzte sich hauptsächlich aus

Arbeitern zusammen, die Tschchen waren in allen Ständen vertreten, am wenigsten allerdings in den bessergestellten. Neben dem deutschen machte sich vor allem jüdischer Einfluß stark bemerkbar. Wie sehr aber das Deutschum tonangebend war, zeigt sich darin, daß es fast zwei Drittel der Steuerleistung aufbringen mußte, obwohl es zahlenmäßig nicht entfernt an diesen Hundertsatz herankam.

Das Olsaland gehört in seiner Entwicklung dem deutschen Kulturraum an. Der Grundriß der Städte und der meisten Dörfer (Walddhäuserdörfer) ist deutsch. Desgleichen die Stadtverfassungen, die Hausformen und die Tracht. Dafür, daß auch hier viele Deutsche im Tschchen- oder Polentum aufgegangen sind, sind die Namen der beiden Persönlichkeiten, die heute als die Führer des Polentums im Olsagebiet gelten, ein lebendiger Beweis. Sie heißen Wolf und Berger.

Worauf sich die Polen bei der Angliederung besonders berufen konnten, war neben dem Vorhandensein eines starken, wenn auch zahlenmäßig nicht überwiegenden polnischen Volkstums, die Zusammengehörigkeit mit dem Gebiet östlich der Olsa. Diese Teilung und vor allem der Schnitt durch die Stadt Teschen selbst war allerdings eine Fehlentscheidung, die sich mit den unsinnigsten Grenzziehungen, die die Friedensverträge von 1918 sonstwo zur Folge hatten, wohl messen kann. Für die Deutschen des Olsalandes war das immer klar. Sie vertraten den Standpunkt: Das Gebiet diesseits und jenseits der Olsa gehört seiner Geschichte, seiner Bevölkerung und seiner Wirtschaft nach zusammen.

Seiner Geschichte nach, insofern als es als Herzogtum Teschen in Jahrhunderten zusammenwuchs, noch in der österreichischen Zeit das geschlossene Verwaltungsgebiet Ostschlesien bildete und bis 1866 zum Deutschen Bund gehörte, seiner Bevölkerung nach insofern, als in diesem Raum drei Völker aufeinanderstoßen und durcheinandersiedeln, ohne daß innerhalb des Gebietes irgendwie ein Trennungstrieb gezogen werden könnte.

Besonders augenfällig ist die Geschlossenheit des Gebietes zu beiden Seiten der Olsa im Hinblick auf seine Wirtschaft, aus der unsere Volksgenossen auch in den letzten Jahren trotz der tschchischen Maßnahmen

nicht ganz verdrängt werden konnten. Das Ostrau-Karminer Kohlenrevier lieferte vier Fünftel der Steinkohlenerzeugung der Tschcho-Slowakei und galt schon in der Vorkriegszeit als das größte und wertvollste Kohlengrundgebiet der Doppelmonarchie. Im Jahr 1937 betrug die Kohlenförderung über 12 Millionen Tonnen. Desgleichen befindet sich im Olsagebiet der wesentliche Teil der Roheisen- und Rohstahlerzeugung der Tschcho-Slowakei und auch die Maschinen-, Textil- und Papierindustrie ist recht bedeutend. Das jetzt gerade hundert Jahre alte Eisenwerk in Trzyniec schließlich ist eines der bedeutendsten Eisen- und Stahlwerke in Europa. Für die gesamte Industrie aber bildet die Olsa keine Grenze. Der Verkehr fließt hinüber und herüber und wurde durch die künstliche Grenze nur gehemmt. Mehrere der bedeutendsten Bahnlinien des Kontinents schneiden sich gerade hier in nord-südlicher und west-östlicher Richtung, so daß das Tschchener Gebiet auch verkehrspolitisch außerordentlich wichtig ist.

Die Deutschen im Tschchener Gebiet vertraten unter diesen Gesichtspunkten von jeher seine Unteilbarkeit. Als nach dem Weltkrieg von der Entente über die Zukunft des Gebietes beraten wurde, erstrebte man auf deutscher Seite seine Neutralisierung und Unabhängigkeit, um allen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. In einer Denkschrift, die der Friedenskonferenz vorgelegt und in einem sechzehnseitigen Flugblatt, das in Wien unter dem Titel: „Das ostmährisch-schlesische Industriegebiet eine selbständige, neutrale Republik!“ veröffentlicht wurde, heißt der Leitsatz: „Die Friedenskonferenz möge die Unteilbarkeit des Herzogtums Teschen anerkennen und seine Organisierung als neutrale Republik mit zwischenstaatlichem Charakter unter völkerrechtlichem Schutze mit allen Attributen staatlicher Selbständigkeit verfügen, wobei die Regelung der nationalen Verhältnisse auf dem Grundsatz der vollen nationalen Selbstverwaltung aufgebaut sein müßte.“ Und als das Verhängnis der Teilung schon über dem Land schwebte, sandten die Tschchener Deutschen nochmals ein dringendes Telegramm an die Vorkonferenz, in dem sie eindringlich darauf hinwiesen, wie katastrophal sich eine Teilung in wirtschaftlicher Hinsicht auswirken werde.

Daß die Tschechen die Notlage Polens, das gegen die Sowjetunion in schwerstem Kampf um seine Existenz lag, ausnützten und im Juli 1920 die bekannte Entscheidung der Botschafterkonferenz ihnen das Gebiet links der Olsa zusprach, lag also nicht im Sinn der Deutschen, die auf jeden Fall vereint bleiben wollten.

Die Bedeutung des Deutschtums in dem der Tschecho-Slowakei zugesprochenen und jetzt an Polen gefallenem Gebiet ging unter der tschechischen Herrschaft zurück. Immerhin konnten sie doch, nicht zuletzt dank ihrer Geschlossenheit in der Sudetendeutschen Partei, wichtige Stellen halten und sich vor allem ein starkes kulturelles und wirtschaftliches Eigenleben wahren.

Der Bund der Deutschen, die Dachorganisation, entwickelte sich ständig aufwärts und hatte zu Beginn des Jahres über 2100 aktive Mitglieder, während er im Vorjahr nur 1600 Mitglieder zählte. Aus dem übrigen blühenden Vereinsleben seien hier nur folgende wichtige Organisationen genannt: Die Burschenschaft Silesia, der Besidenverein, der Deutsche Sportklub, Unterstützungsvereinigender Soldaten, der Deutsche pädagogische Verein und die beiden Männergesangsvereine. Außerdem gab es zahlreiche Vereine beruflicher und konfessioneller Art. Das Fürsorgewerk verzeichnete hervorragende Leistungen auf allen Gebieten, in der Frage der Arbeitslager, der sozialen und beruflichen Hilfe, der Säuglingspflege usw.

Besonders wichtig war das Vorhandensein von deutschen Schulen in genügender Anzahl. Das Deutschtum in Tschechisch-Teschen allein hatte je eine Volksschule für Knaben und Mädchen, je eine Bürgerschule für Knaben und Mädchen, eine zweiklassige Handelsschule, sowie berufliche Fortbildungsschulen und Kindergärten. Insgesamt wurden in diesen Schulen 1400 Kinder in 40 Klassen erfaßt.

Die gegenwärtige Lage des Deutschtums hat sich seit den kurzen Wochen der Zugehörigkeit zu Polen ungeheuer verschlechtert. Man ist von polnischer Seite aus mit einer beispiellosen Härte vorgegangen, die überall eingriff und nicht nur den Tschechen, sondern auch den Deutschen unermesslichen Schaden zufügte. Die deutsche Sprache wurde als zweite Amtssprache abgeschafft, alle deutschen Straßennamen und Anschriften mußten verschwinden und sämtliche deutschen Organisationen wurden aufgelöst; das Vermögen der Ber-eine ging mit sofortiger Wirkung in den Besitz des Staates über. Ferner müssen alle Inhaber von landwirtschaftlichem Besitz um eine Bestätigung ihrer Eigentumstitel nachkommen, die vielen Nichtpolen vermutlich verweigert wird. Schließlich wurden sämtliche deutschen Schulen geschlossen; ob jemals wieder eine dieser Schulen geöffnet wird, ist noch unentschieden.

Bei dieser Härte und Blöckigkeit eines rücksichtslosen Volkstumkampfes ist es nicht verwunderlich, wenn weite Kreise des Deutschtums im Olsagebiet von einer tiefen Mutlosigkeit ergriffen werden. Es gibt nur wenig Trost, daß einige Zeitungen bald darauf die Haft der Eingliederung rügten und die Ansicht vertraten, es sei ein starker Mißton in die Bevölkerung des Gebietes, das man wie eine Kolonie behandelt habe, hereingetragen worden. Die Maßnahmen wurden trotzdem im gleichen Sinn weitergeführt. Es ist verständlich, wenn die deutsche Presse in Polen sich bitter beklagt, es ist bezeichnend, wenn in einem Aufsatz über das Deutschtum im Olsaland, den die meisten deutschen Zeitungen brachten, die Zensur sehr vieles gestrichen hat und es ist erschütternd, wenn die letzten (natürlich verboten) Zeilen des Aufsatzes lauten: „Das Deutschtum in Polen hat es verlernt, Hoffnungen zu hegen“.

W. Gradmann.

Jugoslawien

Innervölkische Sammlungsbestrebungen angesichts der bevorstehenden Parlamentswahlen — Ausdehnung der Liegenschaftsverkehrs-Verordnung — Zwei volksdeutsche Jugendzeitschriften

Die in Südslawien für Mitte Dezember ausgeschriebenene Stupschinawahlen haben die deutsche Volksgruppe nunmehr vor die zwingende Notwendigkeit der inneren Sammlung gestellt. Sofern bisher schon für eine Wiederherstellung der innervölkischen Einheit eingetreten worden ist, wird diese Forderung jetzt mit besonderem Nachdruck wiederholt. So z. B. wird in einem „Vor den Wahlen“ betitelten Aufsatz im Kampfblatt der Erneuerungsbewegung, „Volksruf“ u. a. folgendes ausgeführt: „Angesichts der Wahlen dürfte es jedem Deutschen klar sein, daß die Interessen unserer Volksgruppe ein einheitliches Ausstreten aller volkspolitischen Gruppen gebietet. Wir müßten und sollten als Deutsche in die Wahl gehen, mit einem gemeinsamen deutschen Programm und nicht als Mosler-Anhänger, Schlachter-Anhänger, Erneuerer usw. Es wäre daher ein Verbrechen, wenn die Einheit unserer Volksgruppe daran scheitern würde, daß einzelne Männer persönliche Nachforderungen in den Vordergrund stellten. . . . Wir werden uns mit allen Kräften bemühen, die Einheit des völkischen Wollens auf noch breitere Grundlagen zu stellen. Heute bewahrheitet es sich wiederum, daß wir mit unserem Drängen auf Einheit und Einigkeit nicht einem plötzlichen Einfall folgten oder gar hinterlistige Absichten verfolgten, sondern den Notwendigkeiten der Volksgruppe dienen. Angesichts der Wahlen erheben wir erneut unsere Forderung, kleinliche Geheißigkeiten zu begraben und sich in den Dienst der großen Sache zu stellen. An uns wird es nicht scheitern.“

In ähnlichem Sinne nimmt auch das als Organ der alten Volksgruppenführung geltende Neufasser „Deutsche Volksblatt“ zu dieser Frage grundsätzliche Stellung: „Gerade darum ist es wichtig und notwendig, daß als politische Willensträger unserer Volksgruppe volksverbundene, arbeitsfreudige und uneigennütige Männer berufen werden, die durch ihre Lebensauffassung und Lebensführung den Nachweis erbracht haben, daß sie des allgemeinen Vertrauens unseres deutschen Volkes würdig

sind. Nicht das Alter soll entscheidend sein, sondern die Leistung, nicht die Phrase, sondern die Tat und die Haltung. Neben der Erfahrung des älteren Mannes soll auch der Schwung der Jugend zur Geltung kommen. Beides ist vonnöten, damit unsere Volksgruppe ersprießlich geführt werden könne. Die Aussichten für einen guten Wahlausgang sind nicht ungünstig. Sie sind jedenfalls günstiger, als sie von manchen, vielleicht übermäßig besorgten Volksgenossen beurteilt werden. Aber eines dazu ist erforderlich, die Geschlossenheit unserer Volksgruppe. Diese Einigkeit — gewiß von allen Gutgesinnten ersehnt — kann gerade in dem bevorstehenden Wahlkampf geschmiedet werden.“

In einer anderen Folge dieses Blattes sind unter der Überschrift „Gute Stimmung“ folgende Ausführungen enthalten:

„Es ist wirklich in allen Teilen, manche mögen sagen: Gruppen, obwohl ein Grund zur Gruppenbildung ja eigentlich nicht besteht, unseres Volkstums der eifrige Wille vorhanden, über alle Irrungen und Wirrungen einer unfernen Vergangenheit hinweg das Trennende zu überbrücken und das Verbindende voranzustellen. Was jahrelang, wie es schien, vergeblich verkündet und gepredigt wurde, daß auch unsere heimatische Volksgruppe eine schicksalhafte Lebensgemeinschaft darstelle, die in Freud und Leid, in Glück und Not zusammenstehen müsse, diese für unsere Selbstbehauptung lebenswichtige Erkenntnis, ist nachgerade Gemeingut aller wirklich volksverbundenen und volksbewußten deutschen Menschen in unserem Vaterlande geworden.“

Es bleibt nach Scheitern der bisherigen auf eine für alle Teile tragbaren Einigkeit gerichteten Bestrebungen abzuwarten, wie weit die grundsätzliche Bereitschaft zum Zusammengehen mit den anderen volkspolitischen Gruppen in die Tat umgesetzt werden kann und wie weit es der Volksgruppe gelingen wird, die Aufstellung „unberufener“ Wahlwerber durch ihre geschlossene Willensäußerung zu verhindern.

*

Die Verordnung über die Einschränkung des Viegenschaftsverkehrs ist durch eine am 1. Oktober in Kraft getretene Abänderungsverordnung auf das Gebiet sämtlicher in den Bereich des Kreisgerichtes Effegg, Belowar und Waraschdin fallenden Bezirksgerichte ausgedehnt worden. Somit fällt nunmehr nahezu das gesamte slawoniendeutsche Siedlungsgebiet unter die Bestimmungen dieser Verordnung, nämlich neben den schon früher betroffenen Bezirken Unter-Miholjatz, Wirowitz und Podrawska Slatina auch die Bezirke Schupanja (Zupanja), Winkowji, Mukowar, Effegg, Raschitz, Djakowo, Walpowo, sowie Belowar, Gareschnitz, Grubischinopolje und Rutina.

Im ganzen deutschen Siedlungsgebiet werden jetzt von den Firmenschildern auf behördliche Anordnung hin die letzten deutschen Aufschriften und z. T. auch die ursprüngliche Namensschreibung, an deren Stelle ausschließlich die phonetische Schreibweise zu treten hat, entfernt. In einigen Fällen, so z. B. in Weißkirchen, wurde gegen die diesbezügliche Verfügung Berufung eingelegt, ohne daß bisher eine Aufhebung hätte erwirkt werden können.

In Hodschag wurde der Kindergarten der dortigen Ländlichen Wohlfahrtsgenossenschaft, der zuletzt von nahezu 100 Kindern besucht wurde, behördlich aufgelöst. Auch hier steht das Ergebnis der zwecks Wieder genehmigung eingeleiteten Schritte noch aus.

Die derzeit unter Leitung des Direktors W. Eberhold stehende deutsch-evangelische Schule in Ugram beging die Feier ihres 50jährigen Bestandes. Die Anstalt, welche heute einen Kindergarten, eine Volks- und eine vierklassige Bürgerschule umfaßt, und in der Mehrzahl von nichtdeutschen und nichtevangelischen Kindern besucht wird, steht auf bemerkenswerter pädagogischer Höhe und hat sich im Hinblick auf Vermittlung deutschen Sprach- und Kulturgutes bedeutende Verdienste erworben.

Neuerdings erscheinen in Südslawien zwei deutsche Zeitschriften, die hauptsächlich von der Jugend getragen und gestaltet werden. Der „Schwäbische Volkserzieher“, Zeitschrift für deutsche Lehrer und Eltern im Königreiche Jugoslawien erscheint vierteljährlich. Als Herausgeber zeichnet Dr. J. Trischler, als Schriftleiter A. Gauß, beide in Neu-Werbaß. Neben den engeren Erziehungsproblemen sollen auch in der Zeitschrift alle für die Volkstumsarbeit wichtigen Fragen behandelt werden.

„Schaffende Jugend“, Monatschrift für die deutsche Jugend im Königreiche Jugoslawien, soll als volksdeutsche Jugendzeitschrift die aktiven Kräfte der Jugend um sich sammeln. Herausgeber ist Dr. A. Maurus in Neusatz, Schriftleiter Dr. A. Lehmann in Pantischowa.

Beide Zeitschriften liegen in ihrer zweiten Folge vor.

Rumänien

Das Deutschtum ganz unter dem Eindruck der Befreiung Sudetendeutschlands — Die deutsche Volksgruppe in Rumänien steht nach wie vor auf dem Boden der Karlsburger Beschlüsse — Gewisse Fortschritte sind zu verzeichnen

Ist es noch nötig zu sagen, daß auch die Deutschen Rumäniens die großen Ereignisse des September, die in der endlichen Erlösung des Sudetendeutschlums aus der tschechischen Knechtschaft ihren Gipfel erreichten, mit glühender Anteilnahme und zum Schluß mit hochausschäumender Begeisterung verfolgt haben? Daß wochenlang der Hauptgegenstand der Gespräche in allen Volksschichten bis zu den einfachsten Leuten hinab der Hef-

denkampf der unterdrückten Volksgenossen im tschecho-slowakischen Staat gewesen ist? Es hat sich auch bei uns wieder einmal gezeigt, daß das deutsche Blut heute überall in gleichem Pulsschlag strömt, wo immer in der Welt die Herzen pochen. Zwei rührende kleine Beispiele mögen für die Befinnung Zeugnis ablegen, die sich bei dieser Gelegenheit betätigte. Einer sächsischen Hochschülerin in Hermannstadt wird bei einem Zusammen-

stoß von Kraftwagen das eine Bein zerquetscht, so daß es bis zum Knie abgenommen werden muß; sie erträgt die furchtbaren Schmerzen geduldig, indem sie immer wieder sagt: „Was ist das gegen die Qualen, die soziale Sudetendeutsche in diesen Tagen ausstehen müssen?“ — Und in Kronstadt werden jetzt von verschiedenen Volksgenossen große Spenden zu völkischen Zwecken gemacht mit der Begründung „aus Freude über die Befreiung der Sudetendeutschen!“

Gewiß, es mischt sich in diese altruistische Freude auch der Gedanke herein, daß der Tag von München, an dem Frankreich und England in der Erkenntnis der Unmöglichkeit, ihre bisherige deutschfeindliche Politik fortzusetzen, sich zum Frieden bequemen, daß dieser 29. September auch einen Wendepunkt in der allgemeinen Behandlung der nationalen Volksgruppen in den fremdvölkischen Staaten bedeuten und diejenigen Mehrheitsvölker zur Besinnung bringen wird, die im Vertrauen auf die Protektion der großen Westmächte und auf die Pflichtvergeffenheit der Genfer Liga ihre Minderheiten Schritte für Schritte zu entrechteten bemüht waren. Auch die Deutschen Rumäniens hegen die sichere Erwartung, daß die zwar seit Einführung der autoritären Regierung im Februar d. J. eingeschlagene, aber nur sehr zögernd verfolgte Richtung auf eine entsprechende Behandlung der Volksgruppen nun zu entschiedenem Ergebnis führen werde. Selbstverständlich ist unter uns niemand so urteilslos, daß er nicht einsehe, daß die nationalen Verhältnisse in Rumänien wesentlich anders liegen als bei den Sudetendeutschen, so daß wir nicht eine Selbstverwaltung in dem Ausmaße verlangen dürfen, wie es jene Volksgenossen mit Recht taten, ehe sie durch den tschechischen Starrsinn zur Loslösung gezwungen wurden. Was wir fordern und uns zu erkämpfen entschlossen sind, ist nur eine strenge Einhaltung der im zwischenstaatlichen Minderheitenvertrag vom 9. 12. 1919, in den zu Gesezskraft erhobenen Beschlüssen der Karlsburger rumänischen Volksversammlung vom 1. Dezember 1918, sowie in mehreren andern rumänischen Gesezen versprochenen Gleichberechtigung, sowie volle Freiheit des kulturellen Lebens. Unter diesen Voraussetzungen fügen wir uns als selbständige Volksindividualität loyal in den Rahmen des rumänischen Staates und wollen mit dem

Mehrheitsvolk in Frieden und Freundschaft zusammenarbeiten.

Seit der Münchener Tagung ist im Verhalten der rumänischen Behörden den Volksgruppen gegenüber einerseits ein schwacher Fortschritt zu bemerken, andererseits aber sind doch auch wieder Versuche zur Sabotage durch untergeordnete Amtsstellen festzustellen, eine Erscheinung, die sich immer gezeigt hat. Die Zensur, die den deutschen Zeitungen die Berichterstattung über die Vorgänge in der Tschecho-Slowakei erschwert hatte, möchte auch jetzt noch jede Betrachtung über die neugeschaffenen Verhältnisse nach Kräften unterdrücken, von den Äußerungen über die Minderheitenfrage gar nicht zu reden. In der Stadt Schäßburg sind in der letzten Zeit zahlreiche Straßennamen rumänisiert worden. In Konstanza, dem Vorort der Dobrudscha, wurden einige deutsche Burken von der Gendarmerie aus nichtigem Anlaß schwer mißhandelt. Es hat den Anschein, als wollten verantwortungslose Elemente die Zeit noch zu Vegetationen ausnützen, ehe eine klare Regelung dies unmöglich macht.

Aus dem wirtschaftlichen Leben sind einigermaßen befriedigende Ansätze einer Neugestaltung zu sehen. Die kleineren deutschen Banken schließen sich zu Einheiten zusammen, die größeren heben sich allmählich auf die Höhe, die sie vor Einbruch der großen Krise von 1930 erreicht hatten. Die einzige heimische Versicherungsanstalt, die Hermannstädter „Transilvania“, die im September ihren 70jährigen Bestand feiern durfte, drängt die ausländischen mehr und mehr zurück. An der Organisation des deutschen Gewerbes wird mit Eifer gearbeitet, indem Leistungskämpfe und Ausstellungen veranstaltet werden. Von besonderer Bedeutung sind diese dort, wo das deutsche Gewerbe noch weniger entwickelt ist, sowie da, wo in der neuesten Zeit das fremdvölkische Gewerbe, von der Regierung nachhaltig unterstützt, immer mehr an Raum gewinnt. Eine von der Vereinigung der Banater deutschen Gewerbetreibenden und Kaufleute im September in Temeschburg veranstaltete Ausstellung zeigte unerkennbare Fortschritte und hat das Vertrauen zum Können heimischer deutscher Meister gehoben.

Unter den bessarabischen Deutschen werden große Anstrengungen gemacht, um den Volksschulen, um deren volle und

ehrliche Anerkennung durch die Staatsmacht scharf gerungen wird, geeignete Heimstätten zu schaffen. In den letzten Wochen haben die Gemeinden Eigenfeld und Alexanderfeld ihre Schulräumlichkeiten beträcht-

lich vergrößert, während die nur 130 Seelen zählende evangelische Gemeinde Neu-Alexandrowka, ebenso wie die von Alkota an Stelle der bisherigen Bethäuser schmucke Kirchen gesetzt haben.

Übersee

Vereinigte Staaten von Amerika

Ein abermaliges Versagen des bürgerlichen Deutschamerikanertums in historischer Stunde? — Die Wählerarbeit der Emigranten und Kommunisten — Ergebnisse der neuen „Nazi“-Untersuchung — Das amerikanische Programm des Amerikadeutschen Volksbundes — Neue Einheitsfront des Deutschtums von Chicago — Der Zwischenfall von New Braunsfels — Pastor Fritsch's Mahnung auf dem Siebenbürger-Sachsen-Tag — Das Ende der „Westlichen Post“ — Ehrungen verdienter Deutschamerikaner

Wenn im letzten Länderbericht des Jahres 1938 über das Deutschtum in den Vereinigten Staaten der Versuch einer Beurteilung der allgemeinen Lage gemacht werden soll, so muß diese mit der Aufzeichnung einer schweren Gefahr beginnen, die dem amerikanischen Deutschtum im letzten Jahre erwachsen ist. Diese Gefahr besteht darin, daß — um es ganz offen auszusprechen — das Deutschtum der Vereinigten Staaten den Glauben an sich und seine Mission verliert, indem sich bei ihm als Reaktion auf die seit Jahren tobende Heße gegen den Nationalsozialismus und das Dritte Reich und die in diesem Zusammenhang ausgesprochenen Verdächtigungen gegen das USA-Deutschtum der gleiche *Minderwertigkeitskomplex* wieder auszulösen beginnt, der sein Verhalten während der Kriegsjahre gekennzeichnet hat.

Aus Angst, sich durch bewußt deutsches Auftreten mit den bösen Nazis zu identifizieren, oder auch aus Sorge um die durch eine positive Stellungnahme zum Dritten Reich gefährdete wirtschaftliche Existenz, hat sich bei der großen Masse des Deutschamerikanertums eine Art amerikanischer Überpatriotismus entwickelt, der in einzelnen Fällen sogar zu einer glatten Ablehnung des heutigen Deutschlands geführt hat. Genährt wird diese *Angst-Psychose* des Deutschamerikanertums durch die äußerst geschickte Propaganda und *Wählerarbeit* der seit 1933 aus dem Reich geflüchteten Persönlich-

keiten, die in USA ein Asyl gefunden haben und deren Politik offenbar darauf ausgeht, die Führerrolle im Deutschtum zu spielen. Diese Emigranten, derer in USA so viele sind, daß sie mangels des Fehlens einer Führerschicht des bodenständigen Deutschtums in diesem eine Rolle zu spielen vermögen, bedienen sich zur Erreichung dieses Zieles einer äußerst geschickten und vom Judentum und der Hezypresse wirksam unterstützten Propaganda, die darauf hinausläuft, daß das Deutschtum der Vereinigten Staaten seine besten Männer und besten Kräfte einem sogenannten Emigrantentum verdankt und daher zur Toleranz verpflichtet sei. Es müsse Emigranten vom Schlage eines Brüning, Curtius, Treviranus, Thomas Mann, Einstein usw. genau so mit offenen Armen empfangen wie es einen Carl Schurz mit Stolz einen der Ihren genannt habe.

Diese Propaganda will also das Emigrantentum der Jahre nach 1933 den großdeutschen Vorkämpfern des Jahres 1848 gleichstellen und dem Deutschtum des Landes die Emigranten als Führer aufoktruieren. Daß dieser in keinem anderen Lande der Welt auch nur denkbare Versuch sogar nicht unbeträchtliche Aussichten auf Erfolg hat, haben die Ereignisse der letzten Monate zur Genüge bewiesen.

So hielt auf dem „Deutschen Tag“ der Stadt Baltimore anfangs September ein

gewisser Professor Dr. Thomas von der Marine-Akademie von Annapolis die deutsche Festrede, in der er sich zu folgenden Sätzen verließ:

„Wir Deutschamerikaner sind stolz auf jedes einige Deutschland, einerlei, unter welcher Regierungsform es lebt. Unsere Anhänglichkeit ist größer als die Sorge um die jeweilige Regierung, die in Deutschland herrscht. Wir deden etwaige Ungerechtigkeiten mit dem Mantel der Liebe zu. Unser Deutschland und Deutschamerika schließt auch das Land Heinrich Heines, Curtius, Brünings, Thomas Mann's ein.

Heute gilt für uns noch, was Carl Schurz sagte, daß wir Deutschamerikaner keine Sonderinteressen pflegen. Unsere Rechte sind die des ganzen amerikanischen Gemeinwesens. Eine deutsche politische Partei kann es hier nicht geben. . . Wir sind Deutsche für, nicht in Amerika.“

Daß solche Äußerungen auf einen fruchtbaren Boden zu fallen vermögen, wird indessen erst richtig klar, wenn man bedenkt, daß z. B. die aus dem Reich geflohenen Kommunisten, Juden und Gewerkschaftsbözen in USA. in der Maske eines „Deutsch-Amerikanischen Kulturbundes“ für ein „wahrhaft demokratisches Deutschland“ eintreten und sich erst kürzlich ein ausschließlich aus Salonbolschewisten bestehendes Emigrantenamt als „Schutzverband deutsch-amerikanischer Schriftsteller“ mit Thomas Mann als Ehrenpräsidenten in New York etabliert hat. Zieht man dazu noch in Betracht, daß ein großer Teil der deutschen Vereins- und Verbandsführer in USA. noch Überbleibsel der liberalistischen Epoche sind und selbst in solchen Organisationen wie der „Steuben Society of America“ der jüdische Einfluß niemals geschwunden ist, so dürfte man sich über den Ernst der Lage wohl im Klaren sein.

Es geht diesen Emigranten und ihren Hintermännern sowie den von ihnen ins Schlepptau genommenen deutschen Vereinen und Verbänden in der Hauptsache darum, den Widerstand des bewußt völkisch denkenden Elements und des kämpferischen Deutschums zu brechen. Zu diesem Zwecke sollte eine Distanzierung der großen Massen des Deutschamerikanertums vom Ameritadeutschen Volksbund und allen mit ihm auf gleicher Grundlage kämpfenden Organisationen herbeigeführt werden.

So wurde denn von der Steuben Society wie auch von den Vereinsführern, den Rednern der „Deutschen Tage“ und der dem Einfluß der verjudeten „New Yorker Staatszeitung“ unterliegenden Presse der völkisch-deutsche Gedanke, der Gedanke der Volksgemeinschaft der Deutschen als unamerikanisch“ und landesverräterisch hingestellt, wobei man sich die von der jüdischen Presse seit Jahren erhobenen Anklagen und Anschuldigungen gegen den Bund, in denen die nationalsozialistische Weltanschauung gleich Politik gesetzt wird, zu Nutzen zu machen verstand.

Eine vom Verfasser vorgenommene Analyse des geistigen Inhalts von mehr als einem Duzend deutscher Tag-Feiern hat die seltsame Übereinstimmung der Festredner in folgenden programmatischen Erklärungen gegeben:

Niemand kann zwei Herren zugleich dienen; niemand kann Amerikaner und zugleich Deutscher sein.

Wir haben als Amerikaner der Verfassung des Landes die Treue zu halten; diese aber ist demokratisch und steht auf dem Boden der rassistischen und religiösen Toleranz.

Ob wir nun die nationalsozialistische Bewegung im alten Vaterlande als eine rein politische auffassen oder gar in ihr eine neue Religion erblicken wollen, das ändert nichts an der Tatsache, daß sie national ist und nicht international und uns daher nicht berühren darf.

Diese höchst eigenartige Übereinstimmung gibt zu der Frage Anlaß, ob hier nicht bestimmte Direktiven seitens einer Zentralstelle vorliegen, ob nicht mit diesen und anderen Mitteln das Deutschtum Amerikas widerum — wie im Jahre 1917 — reif für die „Demokratie“ gemacht werden soll. Denn daß eine gewisse Methodik angewandt wird, wie sie ebenfalls in der Berichterstattung über die Ergebnisse der Untersuchung des Ameritadeutschen Volksbundes zum Ausdruck kommt, ist offensichtlich. Nicht umsonst erteilen kommunistische und marxistische Blätter diesem unmännlichen Verhalten deutscher Vereine und Vereinsführer ihr uneingeschränktes Lob, sehen sie doch bereits ihr Ziel, die Distanzierung des bürgerlichen Vereinsdeutschums vom Bund, verwirklicht. Triumphierend richtet das kommunistische „Volksecho“ in einem „Wacht auf, deutsche Freunde!“ überschriebenen Beitaufschlag fol-

gende Worte an die Adresse des Vereinsdeutschtums:

„Ihr habt den Bündlern des sauberen Herrn Ruhn den Stuhl vor die Tür gesetzt. Das ist schön und gut, aber es genügt nicht. Der Scheidung, die ihr vollzogen habt, muß eine durchgreifende Neuordnung des deutschen Lagers folgen.

Aber ganz Amerika hin formiert sich eine geschlossene Front gegen alle Deutschen, die nicht den Mut aufbringen, mit der Hitlerei radikal zu brechen. Täuscht Euch nur ja nicht: die Zeit des Kompromißlertums und der berühmten „mittleren Linie“ ist vorbei. Amerika läßt sich nicht länger vor sich windeln, man könne gleichzeitig zum Hakenkreuz beten und die amerikanische Verfassung verehren. Niemand kann zween Herren dienen.“

Klingt nicht aus diesem Ausruf einer kommunistischen Zeitung der gleiche Ton wie aus den Reden auf den „Deutschen Tagen“? Auch sonst sind die Spalten des „Volksecho“ recht aufschlußreich, so erfährt man aus ihnen, daß in allen Fällen, wo ein „Deutscher Tag“ ohne Hissung der Hakenkreuzflagge und ohne Anwesenheit eines Reichsvertreters stattfand, die Kommunisten mit ihren Helfershelfern verantwortlich dafür waren, wie sie auch die Fortführung der deutschen Sprachschule in St. Louis hintertrieben haben.

Es ist dem jüdisch-kommunistischen Emigrantenkügel ja auch wirklich ein leichtes, heutzutage jedwede positive Deutschtumsarbeit in USA. lahmzulegen. Und wenn es sich nur um einen Gesangerein handelt, der seine Noten und Liederbücher aus Deutschland bezieht, so genügt oft schon ein anonymer Telefonanruf bei einer amerikanischen Zeitung, um bereits am nächsten Tage eine Heftkampagne gegen den Verein und sämtliche seiner Mitglieder in Szene zu setzen, die an Niedertracht unerreicht ist und oft für die Betroffenen den Verlust ihrer Stellungen, den Boykott ihres Geschäftes oder sonstige materiellen Schäden zur Folge hat.

Angeichts dieser sich über ganz Amerika erstreckenden Einschüchterungskampagne konnte es der Herausgeber der „New Yorker Staatszeitung“, Victor Ridder, wagen, vor dem Untersuchungsausschuß des amerikanischen Kongresses die Behauptung aufzustellen, 80 Prozent der

Deutschamerikaner seien gegen den Amerikadeutschen Volksbund und damit gegen den Nationalsozialismus und die restlichen 20 Prozent verhielten sich indifferent gegenüber. Seit dem Jahre 1934 sei die Nazi-Bewegung unter dem Deutschtum zusammengebrochen.

Nun, Herr Ridder ist den Beweis für diese Behauptung schuldig geblieben, da für aber hat das Deutschtum den Gegenbeweis erbracht, denn gerade in der Stadt New York, in der Herr Ridder beheimatet ist und wo auch seine Zeitung erscheint, hat der vom bürgerlichen Deutschtum aufgezoogene und von der „Staatszeitung“ mit allen Registern der Überredung propagierte „Deutsche Tag“ im Madison Square Garden mit einem kläglichen Fiasko geendet, knapp 7000 Menschen waren zu der in früheren Jahren von über 20000 besuchten Feier erschienen, während der Amerikadeutsche Volksbund mit seinen zu gleicher Zeit abgehaltenen zehn Parallelveranstaltungen zur Befreiung Sudetendeutschlands zur Befreiung Deutschstämmige unter seinem Banner vereinigen konnte!

Der Amerikadeutsche Volksbund kann trotz der gegen ihn laufenden Untersuchung oder vielleicht gerade infolge derselben und der damit für ihn gemachten Bekanntheit eine Reihe von Erfolgen und ein weiteres Anschwellen der Mitgliederzahl buchen. Die Untersuchung kann ihn völlig kalt lassen, denn was auf ihr zu Tage gefördert wird, ist offenkundig Unsinn und wohl auch nur dazu berechnet, einer sensationslüsternen Presse neue Nahrung zu liefern, denn wenn z. B. von einem Zeugen, der von Beruf Zeitungsreporter ist und als solcher bereits ganze Serien von Schauermärchen über die Tätigkeit der Nazis in USA. verfaßt hat, die Behauptung aufgestellt wird, daß der Bund mit seinen 80 Ortsgruppen, 25000 Mitgliedern und 500000 Sympathisierenden als wirkliches Ziel die Schaffung eines über ganz Amerika verzweigten Spionage- und Sabotage-Systems habe, um mit ihm Deutschland im Falle eines Krieges mit USA. zur Hilfe zu kommen und im Deutschen Ausland-Institut zu Stuttgart die eigentliche Zentrale des Bundes zu suchen sei, so gehören derartige Behauptun-

gen zu offensichtlich in das Reich der Phantasie, als daß man sie ernst nehmen könnte.

Gegen diese und ähnliche Behauptungen, sowie gegen die Unterstellung, daß der Bund die deutschen Reichsvertretungen in U.S.A. kontrolliere und mit ihnen in engster Verbindung stehe, hat denn auch der Deutsche Botschafter in Washington, Dieckhoff, bei der amerikanischen Regierung scharfste Verwahrung eingelegt. Der Botschafter erklärte, daß es bereits seit längerer Zeit den deutschen Staatsbürgern in U.S.A. streng verboten sei, sich dem Bunde anzuschließen, denn es sei die Pflicht aller Reichsdeutschen, sich in keiner Weise in inneramerikanische Angelegenheiten einzumischen. Die deutsche Regierung habe von jeher den Standpunkt vertreten, daß der Amerikadeutsche Volksbund als eine rein amerikanische Angelegenheit anzusehen sei, deshalb habe auch niemals eine geheime Verbindung zwischen dem Bund und dem deutschen Botschafter oder dem deutschen Konsulat bestanden.

Im Amerikadeutschen Volksbund hat denn auch eine rein amerikanische Ausrichtung seines Programms und seiner Kampfziele stattgefunden. Der Bundesgruß ist nicht länger mehr das deutsche „Heil“, sondern der von ihm geprägte Kampfruf „Free America!“ und das anfangs September im Camp Nordland vom Bundesführer Kuhn verkündete Programm lautet im wesentlichen:

1. Wir treten für die Verfassung, die Flagge und die hohen Ideale der Gründer unserer Nation ein.
2. Wir fordern ein sozial-gerechtes, weißes, von Ariern regiertes Amerika.
3. Wir fordern von Ariern kontrollierte Gewerkschaften, die frei von jüdischer und von Moskau dirigierter Beherrschung sind.
4. Wir verlangen, daß alle wichtigen Posten der Regierung, der Landesverteidigung und der Erziehungsinstitute mit Ariern besetzt werden.
5. Wir fordern einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Sowjetrußland, ein Verbot der kommunistischen Partei in den Vereinigten Staaten und strafrechtliche Verfolgung aller bekannten Kommunisten wegen Hochverrats.
6. Wir fordern sofortige Einstellung der Zulassung aller unerwünschten, als politische Flüchtlinge getarnten Ausländer in das Land.

7. Wir fordern eine gründliche Reinigung unserer wichtigsten Propaganda- und Unterhaltungsmedien, der Hollywooder Filmindustrie, von allen ausländischen, staatsfeindlichen Lehren.

Zusätzlich erklärt der Bund in seinem Organ „Deutscher Beobachter“, das seit Oktober mit dem englischen Untertitel „The Free American“ erscheint:

„Wir sind eine amerikanische Organisation und nichts anderes. Als amerikanische Organisation haben wir um dieser unserer Heimat willen den Kampf gegen den Juden aufgenommen. . . . Unsere Gegner nennen uns die Nazis, und wir bekennen uns in diesem Sinne auch mit Stolz dazu. Wir sind die amerikanischen Nazis! . . . Der Bund besteht in seinem gesamten Mitgliederbestande ausschließlich aus amerikanischen Bürgern. . . . Dieses Amerika hat heute das Englische als allgemeine Verkehrssprache aller seiner Bürger miteinander. Diese alles überflügelnde Welle der englischen Sprache bedeutet aber nicht, daß Amerika ein englisches Land ist. . . So wie Deutschland haben alle Völker Europas Hunderttausende, ja Millionen ihrer Söhne und Töchter übers Meer gesandt, und so entstand dieses Amerika als eine Schöpfung Gesamteuropas. . . Ein jeder Amerikaner, der nicht Vollblutindianer ist, wäre ja gar nicht auf der Welt, wenn dieses Europa nicht vorhanden wäre. Europa und seine Völker und Staaten sind unser aller Mutter, aber es ist das ganze Europa und nicht nur ein Teil davon.

„So bekennen wir Amerikaner deutschen Blutes uns auch zu unserer alten deutschen Heimat. Stets werden wir uns mit den deutschen Menschen jenseits des Ozeans verbunden fühlen durch die Bande des Blutes, durch die Kräfte unseres Herzens, durch die Werte unserer Kultur. Dieses Bekenntnis und diese Verbundenheit bedeutet aber kein politisches Hinüberschießen nach der alten Heimat. Gerade Deutschland hat im Gegensatz zu einigen anderen europäischen Nationen nie den Ehrgeiz gehabt, sich hier auf amerikanischem Boden festzusetzen. Dies gedenkt es auch selbstverständlich in Zukunft nicht zu tun. Aber gerade aus diesem Grunde lassen wir uns als Amerikaner deutschen Blutes nicht in die Ecke drücken und den Anteil, den Menschen unseres Blutes an dem Aufbau dieses Landes hatten und haben, ständig verkleinern und verleugnen. . . . Daher weichen wir keinen Schritt zurück und wissen auch, daß wir Verrat an unserer amerikanischen Heimat üben würden, wenn wir diese Schläge einstecken wollten.

Wir denken nicht daran. Wir schlagen zurück! Gewiß tun wir das zunächst um unserer selbst willen, aber es ist zugleich ein Kampf für dieses Land und seine bedrohte Freiheit.“

Mit der in dieser Erklärung enthaltenen Feststellung, daß der Amerikadeutsche Volksbund selbst nichts anderes als eine amerikanische Kampforganisation und eine englisch-sprachige aber nicht England-hörige judengegennerische Vereinigung sein will, sei dieser Teil des Berichtes abgeschlossen.

Daß es indessen nicht an einsichtigen Stimmen fehlt, welche die eingangs erwähnte Gefahr erkannt haben, dafür legt der „Philadelphia Herald“ Zeugnis ab, wenn er unter der Überschrift „Wann gehen uns endlich die Augen auf?“ in Bezug auf die allgemeine Deutschenskeze schreibt:

„Leider scheint die Gefahr genau so an die Wand gedrückt zu werden wie im Jahre 1917 von einem großen Teil unseres Deutschtums noch nicht erkannt zu werden, was in erster Linie der geradezu unverantwortlichen Gleichgültigkeit zuzuschreiben ist. Es scheint, daß manchen Kreisen das Pinochle-Spielen und die Bier- und Stammpolitik wichtiger erscheint, als die Dinge, die unser Deutschtum betreffen.“

Namentlich ist unser älteres Deutschtum nicht frei zu sprechen; denn gerade hier finden wir Leute, die wohl die Tätigkeit der jungen Deutschen kritisieren, jedoch selbst nicht den Mut aufbringen, gegen Heze und Lüge Front zu machen. Nehmen wir den Amerikadeutschen Volksbund weg, was bleibt dann übrig? Haben wir einen vereinigten „Pinochle-Berband“ oder eine andere Organisation, die sich in der Öffentlichkeit bemerkbar macht und das uns zustehende Recht fordert und dafür kämpft? — Nein, das könnte vielleicht mit Ungelegenheiten verbunden sein und den einen oder anderen aus der gewohnten Ruhe bringen. . . Wenn wir allerdings weiter schlafen wollen, dann brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn das Deutschtum Amerikas als „lebender Leichnam“ betrachtet wird. Wann gehen dir, lieber Deutscher, endlich die Augen auf?“

*

In Chicago ist eine deutsch-amerikanische Einheitsfront im Werden begriffen. Geboren aus der Abwehr der im Zusammenhang mit der sudetendeutschen Frage erneut einsetzenden Presseheze gegen Deutschland, will die an jenem denkwürdigen

29. September aus den Vertretern von 40 deutschamerikanischen Vereinen und Verbänden gebildete Einheitsfront alle wichtigen Lebensfragen des Deutschtums von Chicago wahrnehmen und vertreten.

Zu dieser Gründung schreibt der „Seimatbote“ sehr richtig:

„Es war eine sehr traurige Tatsache, die seit Jahrzehnten immer wieder in Erscheinung trat, daß das Amerikanertum deutscher Abstammung den schwereren, nicht ganz ungerechtfertigten Vorwurf auf sich laden mußte, daß es sich bis jetzt jedwede Infamie und Schmach gefallen ließ, die man ihm trotz seiner unentwegten Mitarbeit an dem Aufbau des Landes und trotz seiner unverbrüchlichen Treue zum Staat und Land antat. Insbesondere seit 1916 waren es die Deutschenhasser, die keine Gelegenheit vorübergehen ließen, um dem schlafenden, geduldlamen deutschen Michel eins am Zeug zu flicken. Er ließ sich auch alles gefallen, erduldete jedwede Erniedrigung seiner Ehre und seines Ansehens. Die Folge dieser sträflichen Duldsamkeit war unausbleiblich. Nur ein Beispiel: Politische Bonzen mißbrauchten stets und ständig das in sie seitens des deutschen Michels gesetzte Vertrauen mit dem Hinweis, daß dieser doch niemals eine ernste Gefahr für sie sein kann, denn das Deutschtum bildet auf Grund seiner Zerrissenheit keine Macht. Und so kam es, daß man es sich in den letzten drei Monaten erlaubte, Tag für Tag einen Schmutzkübel über das Haupt des Deutsch-Amerikaners schütten zu lassen.“

Diesem alten Übel soll mit der Gründung oben erwähnter Einheitsfront abgeholfen werden. Die Zukunft wird lehren, mit welchem Erfolg. Das Deutschtum Chicagos hat bereits in seiner Arbeitsgemeinschaft für den „Deutschen Tag“ eine wenn auch unpolitische Spitzenorganisation, die in diesem Jahre den „Deutschen Tag“ zum ersten Male nicht in dem früheren repräsentativen Rahmen als Großkundgebung feierte, sondern ihm den Charakter eines Volksfestes gab. Trotzdem und trotz eines geringeren Besuches nahm die Feier einen durchaus würdigen Verlauf. Der alten und der neuen Heimat wurde durch Hissen der Flaggen beider Länder die Ehre erwiesen und in den Festreden wurde sowohl vom Stadtschahmeister Gustav Brandt wie auch von Postmeister Ernst Krütgen die Notwendigkeit eines einigen Zusammenstehens aller Menschen deutschen Blutes betont.

Auf der Mitte September in Lake Villa, Illinois, abgehaltenen Jahrestagung des Deutsch-Amerikanischen Bürgerbundes von Illinois, auf welcher der Vereinsführer Fritz Rymann wiedererwählt wurde, kam vor allem die neuerdings einsetzende Deutschenbeze zur Sprache, die sich insonderheit in den städtischen Schulen breitmache. Es wurde den Ortsgruppen und Mitgliedern ans Herz gelegt, auf die Eltern schulpflichtiger deutschstämmiger Kinder dahingehend einzuwirken, daß jeder Fall von Deutschenbeze sofort zur Kenntnis gebracht wird. Sollten die Proteste der Elternschaft erfolglos bleiben, werde der Bürgerbund die notwendigen Schritte einleiten, um dieser Art der Vergiftung der öffentlichen Meinung gegen alles Deutsche wirksam zu begegnen.

Aus dem Jahresbericht der Amerikanischen Bürger-Liga von Cincinnati, Ohio geht hervor, daß in diesem Dachverband 45 deutsche Vereine der Stadt mit schätzungsweise 3—4000 Mitgliedern vertreten sind. Mit dem aus 22 Vereinen bestehenden Spitzenverband der „Deutsch-Ungarn“ (wie sich noch heute die aus Siebenbürgen, dem Banat, der Batschka und dem Burgenland stammenden Deutschen in U.S.A. nennen) besteht das beste Einkernehmen.

Die Bürgerliga sieht ihre Hauptaufgabe in der Unterfützung der deutschen Schule, im Abhalten des jährlichen Deutschen Tages sowie in der Verwaltung des Steuben-Parks, des Treffpunktes des dortigen Deutschtums.

Die Deutsche Schule besteht allerdings lediglich aus zwei Unterrichtsstunden, die einer Gruppe von 175 deutschstämmigen Schulkindern an jedem Sonnabend gegeben werden.

Ein Opfer der Zersplitterung des Deutschtums, ein Opfer aber auch der Gleichgültigkeit sogenannter „besserer Kreise“ des Deutschamerikanertums ist im Spätsommer des Jahres die „Westliche Post“ in St. Louis geworden, die im 82. Lebensjahre ihr Erscheinen einstellen mußte, nachdem sie einige Monate lang als Wochenblatt ihr Dasein gefristet hatte.

Mit der „Westlichen Post“, einst dem Organ von Carl Schurz und der Stimme des Deutschtums im Mittelwesten Amerikas, ist eine der ältesten und angesehensten deutschsprachigen Tageszeitungen eingegangen.

Die Zeitung war bereits im Januar 1933 von ihren Inhabern, den Gebrüdern Buder, aufgegeben worden; fünf Jahre lang hindurch vermochten die damaligen Angestellten, die Schriftleitung wie auch der technische Betrieb, die Zeitung zu halten, wenn auch unter größten persönlichen Opfern. Aber auch sie mußten ihren Bankrott erklären, als die ehemaligen Inhaber die rückständige Miete einfügten und eine Beschlagnahme der Anzeigengelder erwirkten. Und unter dem Deutschtum der Stadt fand sich niemand, der eingesprungen wäre, wenngleich es in St. Louis genügend reiche deutschstämmige Familien gibt — man braucht nur an die Brauherrn Busch zu erinnern — denen die Rettung der Zeitung ein Leichtes gewesen wäre.

Ihr fünfzigjähriges Jubiläum konnte am 28. September die von dem Juden Fritz Slogauer begründete Chicagover „Abendpost“, die zweitgrößte deutschsprachige Tageszeitung Amerikas, begehen. Sie brachte aus diesem Anlaß eine reichhaltige Jubiläumsausgabe heraus mit Glückwünschen des Präsidenten der Vereinigten Staaten und namhafter Politiker des Landes. In einer grundsätzlichen Erklärung legt sich die „Abendpost“ auf eine rein amerikanische Politik fest und erklärt bezüglich ihrer Stellungnahme zu Deutschland, daß sie zwar die politische und wirtschaftliche Erhebung des deutschen Volkes mit warmer Anteilnahme verfolge, aber darum noch lange nicht alles unterschreibe, was in Deutschland geschehe. Das gelte besonders für die Behandlung des Judentums durch die Regierung Adolf Hitlers und für die Regimentierung der Kirchen.

Zu einer heftigen Pressefehde ist es unter den deutschen Zeitungen in Texas anläßlich des Zwischenfalles bei der Weihe des Pionierdenkmals in Neu Braunfels gekommen. Die feierliche Einweihung des Denkmals fand am 21. August im Beisein einer vieltausendköpfigen Menschenmenge statt. Jedoch war das Heimatland der mit der Denkmalsweihe geehrten deutschen Siedler nicht vertreten. Der Vertreter des Deutschen Reiches reiste vor Beginn der Feier wieder ab, da sich der Festauschuß geweigert hatte, die deut-

ische Flagge zu hissen und die deutschen Nationalhymnen zu spielen.

Der „Texas Herald“ hat diesen Mangel an Bekanntheit bei dem Festschluß zum Anlaß genommen, diesem einige deutliche Worte zu sagen. Die Zeitung stellte fest:

„Das Denkmal in Neu Braunfels wird dem Deutschtum zum Grabmal. Wenn ein gewisser Teil des Deutschtums glaubt, sich und seinen Stammesgenossen damit zu nützen, daß er — freiwillig oder infolge eines gewissen Druckes — gegen Deutschland Stellung nehmen und dennoch als die guten Deutschen auftreten kann, dann ist er aber schief gewickelt, denn das heutige Deutschland und seine Regierung sind eins und einzig; sie repräsentieren im Dritten Reich das heutige, das einzige Deutschland, ob das einer handvoll Querköpfe gefällt oder nicht.“

Wegen dieser tapferen Einstellung sind die „Freie Presse für Texas“ mit ihrem sich seit geraumer Zeit eines amerikanischen Überpatriotismus beseißigenden Schriftleiter Neuhäuser und auch die „Neu-Braunfeller Zeitung“ über das „Nazi-Blatt“ hergefallen, nicht ohne daß in dessen der „Texas Herald“ eine Antwort schuldig geblieben wäre. So tobt diese Fehde zum Ergötzen der Feinde des Deutschtums seit Monaten bereits.

Das Deutsche Haus in San Francisco, die Hochburg des Deutschtums am Goldenen Tor, ist in Gefahr. Der Sturmhauf gegen alles Deutsche, der so lebhaft an die Weltkriegsjahre erinnert, hat die nicht-deutschen Mieter des Hauses zum Auszug bewogen. Und die deutschen Vereine ziehen ebenfalls aus oder schaffen sich eigene Vereinshäuser an. So kommt zur Furcht der nichtdeutschen Vereine, angefeindet zu werden, nur weil sie in einem „German House“ ihr Quartier aufgeschlagen haben, die innere Zerrissenheit des Deutschtums selbst.

Es heißt daher in einem Aufruf der Deutschen Hausgesellschaft:

„Es ist daher mehr denn je nötig, daß das gesamte Deutschtum sich verbindet zu einem geschlossenen Abwehrkampf. Wenn das letzte Denkmal des Deutschtums in San Francisco, das Deutsche Haus, auch noch mangels Unterstützung der deutschen Vereine zu Grunde gehen sollte, so wäre dies ein Schandfleck für unser Deutschtum, den jeder aufrichtige deut-

ische Stammesgenosse aufs tiefste bedauern müßte.“

*

Eine deutliche Abfuhr erlitten in San Francisco die kommunistischen Elemente, die die Feier des „Deutschen Tages“, auf dem der deutsche Generalkonsul Freiherr von Killinger und Bürgermeister Rossi die Hauptredner waren, zu stören versuchten. Die Polizei machte mit den Rädelführern der Demonstranten kurzen Prozeß und beförderte sie prompt ins Polizeigewahrsam. Besonders aber wurde das tapferere Verhalten des Bürgermeisters begrüßt, dem von der jüdisch-kommunistischen Hehltike der Vorwurf gemacht worden war, durch seine Teilnahme an dem Deutschen Tag die „Vergewaltigung der Demokratie in der Tschechoslowakei durch Hitler, die von der ganzen Welt aufs tiefste verabscheut werde, begünstigt zu haben.“ Rossi ließ öffentlich antworten, das Deutschtum San Franciscos begehe seit 60 Jahren die Feier des „Deutschen Tages“ und er bestätigte es hiermit vor aller Öffentlichkeit, daß diejenigen, die an der Feier des Deutschen Tages teilnahmen, bessere Amerikaner seien als jene, die diese Feier zu stören versuchten.

*

In Cleveland fand Ende August auf der Farm der Deutschen Zentrale der große diesjährige Siebenbürger-Sachsen-Tag statt, zu dem sich über 5000 Deutsche eingefunden hatten. Auf ihm hielt der bekannte Führer der Siebenbürger Sachsen, Pastor L. A. Fritsch aus Youngstown, Ohio, die Festrede, der wir nachstehende markante Stellen entnehmen:

Gestern waren es 17 Jahre, daß ich amerikanischen Boden betrat. Mit hohem Idealismus und großer Begeisterung ging ich an die Arbeit mitzuhelfen, unser Volk dem Väterglauben und dem Deutschtum zu erhalten. Siebzehn Jahre lang habe ich in Wort und Schrift in mühseliger Kleinarbeit versucht, eine feste Grundlage mitzumauern, meistens gegen den Strom schwimmend. Heute sehe ich wehen Herzens immer mehr ein, daß wir als Volk dem Schicksal entgegen gehen, dem Millionen Deutschstämmige in diesem Lande ohne Dank und Anerkennung erlegen

sind, wenn wir uns in letzter Stunde nicht auf uns selbst besinnen! Das ist die riesige Aufgabe, der wir heute gegenüberstehen! Das ist die riesige Not, die auf jedem treuen Sachsenherzen schwer lastet! Jede Not, auch die völkische Not, hat aber einen tieferen Sinn. Sie tritt uns als Schicksal entgegen, das wir weder durch Verzagtheit und Schwäche noch durch Mutlosigkeit und Murren abwenden können. Das deutsche Volk im Mutterlande war in allerhöchster Gefahr, an seinem von Gott gesetzten harten Schicksal zu zerbrechen. Die Not war schrecklich, die Mutlosigkeit beschämend. Da ist ein Mann hervorgetreten, der den Sinn des Schicksals darin erblickt, daß es eine Aufgabe sei, die man zu lösen habe, wenn man daran nicht zugrunde gehen soll. Auch wir sind in größter völkischer Not! Auch uns droht höchste Gefahr! Da ist es unsere Aufgabe, uns als die Veteranen des Auslandsdeutschtums zu erweisen. Wir sind die Nachkommen jener tapferen Kolonisten, die in den Drangalaten der Jahrhunderte ihr völkisches Leben formten und unter den Hammerschlägen des Schicksals nicht zerbröckelten, sondern härter geschmiedet wurden. . . . Im Jahre 1941 feiert unsere Heimat das 800jährige Jubelfest der Einwanderung unserer Vorfäter nach Siebenbürgen. Große Vorbereitungen werden getroffen, um die Festesreihe würdig zu begehen. Die Heimat hat alle Ursache zu feiern, denn die Väter haben sich bewährt! Unsere ältesten Einwanderer hier sind kaum mehr als 50 Jahre im neuen Vaterlande. Aber fragt die erste hiergeborene Generation oder gar die zweite, was sie noch von Väterfitten und Muttersprache wissen! Es ist erschütternd zu beobachten, wie leichtfertig heilige Erbgüter fortgeworfen werden. So müssen wir die schweren Aufgaben ansehen, die Gott uns stellt: als Gelegenheit zur Bewährung. Und je härter es zugeht, desto mehr müssen wir uns bewähren in der Kraft einer Liebe und Treue, die uns alle verbindet, und in täglicher, schlichter Pflichterfüllung. Drei Wege sehe ich, die uns zum Ziele führen mögen:

Wir müssen unseren Kindern die Gelegenheit geben, sich zu bewähren! Wir wollen unseren Kindern nicht ersparen, sich volkstreu, groß und stark zu erweisen! Das alles können wir aber nur, wenn die Sachseneltern sie anhalten, dabei deutsch zu sprechen, in der Sonntagschule Gottes Wort deutsch zu lernen, in der Jugendvereinigung Deutsch als Amts- und Verkehrssprache zu gebrauchen und selber ihnen mit gutem Beispiel vorangehen.

Wir sind ein Astlein des großen deutschen Lebensbaumes, verpflanzt von dem starken

Ast aus der siebenbürgischen Heimat. Wir sind in größter Gefahr, daß wir verdorren und ganz entwurzelt werden. Schon allzu viele Blätter sind uns von diesem Astlein abgefallen. Da gilt es, immer wieder neu begießen und pflegen aus der rechten Lebensquelle! Unsere teure Heimat, in deren Schoß unsere Wurzeln liegen, hat die große Aufgabe der Begießung und Belebung übernommen, wie eine gute Mutter ihr schwaches Kind betreut.

Den dritten Weg, der uns zum Ziele führen mag, nämlich unser Volkstum vor dem Untergang zu retten, sehe ich in dem jährlichen Austausch der Sachsenjugend von hüben und drüben. Die Seele unserer heranwachsenden Jugend wird hier durch die lügnertischen Geschichtsbücher in der Schule, durch die Propaganda der Zeitungen und durch den Rundfunk vergiftet. Die fünf Jünglinge meiner Gemeinde, die nach Absolvierung der hiesigen High Schools und Colleges auf die deutschen Universitäten zogen, bezeugen es einstimmig, daß es ihnen wie Schuppen von den Augen fiel, als sie die wahren Zustände drüben aus eigener Anschauung kennen lernen durften. Sie entdeckten nicht nur ihr deutsches Herz, sondern lernten auch, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und die Wahrheit von Lug und Trug zu unterscheiden. Der Jugendaustausch würde uns mit der Heimat neu verbinden, uns alle tief verwurzeln in unserer Wesensart. Das Jahr 1941 ist die große Gelegenheit. . . . Denken wir daran, was andere Völker in Amerika für ihre Heimat getan haben! Polen und die Tschechei sind auf amerikanischem Boden durch begeisterte Söhne und Töchter dieser Länder gebaut worden, weil in ihnen das völkische Bewußtsein und die Verbundenheit mit der Heimat ihrer Väter lebendige Kraft war und ist. Wir müssen zur Tat erwachen, wenn wir leben wollen! Unsere Jugend ist unsere Zukunft, aber wohlgemerkt, nicht eine völkisch und sprachlich entwurzelte Jugend, auf solche Jugend völkisch bauen wollen, heißt auf einem Friedhof wandeln! Aber eine durch die Sacksengemeinde erzogene, deutschsprechende und -führende, im Elternhaus treugepflegte Sachsenjugend erscheint wie hoffnungsvolle grüne Saat, die einst die kostbare goldene Volksernte auch in unserer Mitte sein wird. Wenn es mir nun gelungen ist, die große Aufgabe aufzuzeigen, die wir Siebenbürger Sachsen als die Veteranen des Auslandsdeutschtums zu lösen haben, weil Gott es so will; wenn wir erkannt haben, daß die Lösung dieser Aufgabe in der Bewährung durch treue Pflichterfüllung liegt, wenn wir alle uns ernstlich

vornehmen, die gezeigten drei Wege zu gehen, um unserm Volke zu helfen, dann haben wir Sachsentag auf Hoffnung und Segen gefeiert, denn wir wollen leben! Laßt mich mit dem Sachsendichter schließen:

„Wer wolle bleiben, wat mer jengd; Gott hält as enzt uch engden. Wer wassen, wat mer schuldig send Den Diuden uch den den Kengden.“

*

In Lakewood Park bei Lakeview im Staate Iowa fand anfangs September das traditionelle Ostfriesenfest statt. Wohl an die zweitausend ostfriesische Bauern waren zu dem mehrtägigen Fest aus nah und fern erschienen. Zum Teil wurden ganze Tagesreisen mit dem Auto zurückgelegt, einige kamen eintaufend Kilometer weit, um diesen Tag unter ihren Landsleuten zu verbringen. Es wurde ausschließlich plattdeutsch gesprochen und eigentlich waren die Tage, wie die „Ostfriesischen Nachrichten“ melden von morgens früh bis abends spät nur ein einziges Wiedersehen und Begrüßen. „Junge, hüst du der of mee? Wo geh' di't denn noch? Kief dar is Hinnerk of van Illinois? Wo geh't der her in Nebraska?“ Solche und ähnliche Fragen hörte man den ganzen Tag.

Die Festrede hielt Pastor Willms, auch der Bürgermeister von Lake Wiee sprach einige Worte, während die Grüße der Heimat von einem zu Besuch weilenden Ostfriesen aus Emden übermittelt wurden.

In der Stadt Lincoln im Staate Nebraska fand Ende August die „Balzerner Reunion“ statt, zu der sich über 2000 Russlanddeutsche eingefunden hatten. Die in USA lebenden Söhne und Töchter von Balzer, der damals größten deutschen Kolonie im Wolgagebiet, haben von jeher fest zusammengehalten und bilden wohl die stärkste Gruppe der in und um Lincoln siedelnden Russlanddeutschen. An der Feierlichkeit konnten noch einige alte Männer und Frauen teilnehmen, die seiner Zeit in den Jahren 1874 bis 1877 aus dem Wolgagebiet nach den Vereinigten Staaten ausgewandert waren.

*

In der Hauptstadt des Staates Pennsylvania konnte man im September ein eigenartiges Bild erleben. Eine Abordnung pennsylvanisch-deutscher Bauern aus dem Tal von Lancaster erschien vor einem

Ausschuß des Parlaments, um diesen zu ersuchen, keine modernen Schulen in ihrer Gegend zu errichten. Es handelt sich um Mennoniten, die noch die alte Tracht ihrer Vorfahren trugen und sowohl ihrer deutschen Sprache als auch ihrer religiösen Überzeugung treu geblieben sind. Der Wortführer dieser deutschen Mennoniten, Stephan Stoltfuß aus dem Ort Bird-in-Hand, erklärte, „wenn wir unsere Kinder in jedem Jahre 9 Monate in die gebildeten neuen Schulen senden, dann führen wir sie damit weltlichen Dingen zu und entfremden sie der Kirche. Wir wollen aber unsere Kinder lehren, ein stilles Leben zu führen.“

*

Wohl keine Gruppe des Deutschtums der Vereinigten Staaten ist so zersplittert, wie die der ehemaligen deutschen Soldaten. In jeder größeren Stadt gibt es eine Anzahl von zum Teil seit 1872 bestehenden, zum Teil neugegründeten deutschen Kriegervereinen. Es ist daher zu begrüßen, wenn mit dem Deutschen Soldatentag 1938 in Detroit der Versuch gemacht wurde, einen Teil der Kriegervereine zu einer festen Organisation zusammenzuschließen. An dieser Tagung, die vom Deutschen Kriegerbund von Nordamerika einberufen war, nahmen die zahlreichen Gruppen im Lande, sowie der besonders dem Knyffhäuserbund angehörigen Ortsgruppen teil. Aus Deutschland war ein Schreiben des Reichskriegsführers Generalmajor a. D. Reinhardt eingetroffen, der im Namen des NS-Reichskriegerbundes die kameradschaftlichen Grüße der in ihm zusammengeschlossenen Soldaten übermittelte.

*

Der New York Turnverein hat sich mit einem Stimmenverhältnis von 50:1 gegen eine „Amerikanisierung“ des Namens „Amerikanischer Turnerbund“ erklärt.

*

Sein 85jähriges Bestehen feierte der älteste deutsche Gesangsverein im Stadtteil Bronx, New York, der „Ulhandbund“. Ulhand selbst hatte seinerzeit dem von Schwaben gegründeten Verein die Erlaubnis gegeben,

seinen Namen führen zu dürfen und ihnen sein Bild übersandt, das noch heute das Heiligtum des Vereins ist.

Auf dem schönen Grundstück des Platt-
deutschen Altenheims in Franklin
Square, Long Island, wurden je zehn junge
Eichen- und Birkenbäume gepflanzt, die ein
Geschenk der Stadt Bremen dar-
stellen.

Der Zentralverband deutscher Gesellschaften
von Rhode Island hat den Plan gefaßt,
die Gründung einer deutschen Schule
in der Stadt Providence vorzunehmen.

Drei führende Detroider Bürger deut-
scher Abstammung haben im Monat Sep-
tember eine hohe Auszeichnung von seiten
des Deutschen Reiches erfahren. Der Füh-
rer und Reichskanzler verlieh
dem Generalsekretär Henry Fords, dem
Deutsch-Amerikaner Ernst Liebold, das
Verdienstkreuz des Deutschen
Adlerordens I. Klasse, der II. Klasse
des gleichen Ordens wurde dem Pastor
Lückhoff, dem Leiter des Deutsch-Protes-
tantisches Waisen- und Altersheim, über-
reicht; während der Pädagoge Dr. Hein-
rich von Moltke den Orden III. Klasse
erhielt. Liebold und Lückhoff sind be-
sonders durch ihre Tätigkeit auf dem Gebiete
der Fürsorge für die eingewanderten Deut-
schen bekannt, für die sie sehr viel getan
haben.

Prof. von Moltke ist in Deutschland ge-
boren, studierte in Leipzig, Marburg und
Lausanne, machte den Weltkrieg als Kriegs-
freiwilliger mit, wurde schwer verwundet
und promovierte im Jahre 1921 an der Uni-
versität Würzburg zum Doktor. Seit 1927
befindet er sich in den Vereinigten Staaten.

Große Ehren wurden anläßlich seines 96.
Geburstages dem Senior der deutschameri-
kanischen Brauherren Christian Heurich
aus Washington erwiesen, Herr Heurich, ein
Sohn Thüringens, weilte noch in diesem
Jahre in Deutschland und konnte seinen Ge-
burtstag in seltener geistiger und körperlicher
Frische begehen.

Von keinem Beringeren als dem verewig-
ten Feldmarschall und Reichspräsidenten von
Hindenburg als „ein Muster deut-
scher Volkstreue“ bezeichnet, ge-
nießt der greise Brauereibesitzer in allen
Kreisen des Deutschtums die höchste Ver-
ehrung, zumal er in seinem langen Leben
niemals sein Deutschtum verleugnet hat.
Nichts dürfte die kerndeutsche Gesinnung
Heurichs besser kennzeichnen als die Worte,
die den Schlußsatz seiner Selbstbiographie
bilden:

„Ich habe meinen Lebenslauf in Deutsch
niedergeschrieben, da ich wünsche, daß meine
Kinder und Kindeskinde nicht vergessen
sollen, daß deutsches Blut in ihren
Adern fließt.“

Mit der Verleihung der Pastorius-
Plakette wurde auf dem „Deutschen
Tag“ 1938 in New York der namhafte
deutschamerikanische Vorkämpfer, Journalist
und Schriftsteller Frederick Franklin
Schradler, ausgezeichnet, der anläßlich der
diesjährigen Jahrestagung des Deutschen
Ausland-Instituts bereits durch Verleihung
der Silbernen Plakette des D.A. ausge-
zeichnet worden war.

Am 6. September beging einer der be-
kanntesten Führer des pennsylvanischen
Deutschtums, Capt. M. L. Schmidt, seinen
70. Geburtstag. Der Jubilar, der Präsident
der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvania,
der ältesten, bereits im Jahre 1764 gegründe-
ten deutschen Vereinigung des Landes ist,
wurde in Essen geboren, kam mit 19 Jahren
nach Amerika und hat sich hier vor allem
in den bitteren Kriegsjahren als mutiger
Vorkämpfer für das Deutschtum erwiesen.
Vor allem beteiligte er sich nach Kriegschluß
an dem Hilfswerk der pennsylvanischen
Quacker für die hungernden deutschen Kinder.

Präsident Roosevelt hat in diesen Tagen
den Kapitän Trevor William Leuze zum
Konter-Admiral ernannt. Er ist der Sohn
des im Jahre 1931 verstorbenen Konter-
admirals Eugen Leuze, der wiederum als
Sohn des berühmten Marine- und Schlach-
tenmalers Emanuel Leuze in Düsseldorf ge-
boren wurde. Emanuel Leuze wurde 1816

in Schwäbisch-Gmünd geboren und wanderte als kleines Kind mit seinen Eltern nach Amerika aus. Die Werke Emanuel Leutgers zieren das Kapitol zu Washington.

*

Das Deutschtum des Landes trauerte im Spätsommer um einen seiner Treuesten. Christian Schulz aus Saarbrücken, der als erfolgreicher Großkaufmann in San Francisco lebte, bis er, angevidert von der im Weltkrieg gegen das Deutschtum von USA. entbrannten Hege und aufs tiefste verletzt in seiner Bürgerehre durch die damals gegen das bodenständige Deutschtum ausgesprochenen Verdächtigungen, Amerika den Rückenehrte und nach Chile auswanderte. Ihm schrieb ein dem Verstorbenen gleichgesinnter Deutschamerikaner, Ferdinand Hansen, der von 1919 bis 1924 mit seinem deutsch-amerikanischen Aufklärungsdienst von

Hamburg aus für eine Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen wirkte, den Nachruf. „Unsere große Liebe für unsere amerikanische Heimat“, so sagt er, „soll uns nicht durch gewisse Ränkespieler entrissen werden. Daher Kampf bis in Grab für unser Recht in USA. Deutschamerikanertum war es, das riesenhaft mitgeholfen hat, diesen Erdteil zur weißen Weltmacht aufzubauen durch unentwegte, schwerste Arbeit, Fleiß, Ausdauer, Ehrlichkeit, Treue und Zuverlässigkeit und die Kraft deutschen Blutes, mit dem diese amerikanische Erde getränkt ist. Christian Schulz ist 76 Jahre alt geworden. Er kämpfte vorbildlich für Wahrheit und Gerechtigkeit, für echtes Amerikanertum und Frieden mit der ganzen Welt. Auch seine große Menschenfreundlichkeit, Herzengüte, sein Wohltätigkeits Sinn und seine Freigebigkeit sollen nie vergessen werden. Einer unsterlicher allerbesten ist dahingegangen.“

Kanada

Drei Jahre „Deutsche Zeitung für Kanada“ — Erfolgreicher Verlauf der „Deutschen Tage“ — Ein Zwischenfall in Kitchener — Rußland-deutsche Gedenkfeier in Winnipeg

Am 8. Juni dieses Jahres konnte die „Deutsche Zeitung für Kanada“, das tapfere von Bernhard Bött geleitete Kampfblatt des kanadischen Deutschtums, auf ein dreijähriges Bestehen zurückblicken. Es ist der „Deutschen Zeitung für Kanada“ in diesen drei Jahren wahrlich nicht leicht gemacht worden, die Interessen des Deutschtums in mannhafter Form zu vertreten, denn nicht nur sah sich die Zeitung einer viel stärkeren Front der Gegner gegenüber, sondern ein nicht geringer Teil des kanadischen Deutschtums schien immer noch nicht begriffen zu haben, um was es in dieser Zeit eigentlich ging. Dazu kam noch, daß die Leser und Freunde des Blattes über einen unendlich weiten Raum verstreut waren.

Jedoch die „Deutsche Zeitung für Kanada“ darf mit ihren Erfolgen zufrieden sein, denn es ist ihr in diesen Jahren gelungen, Tausende und Abertausende von Kanada-Deutschen zum nationalen Erwachen zu bringen. Die in verschiedenen Gebieten des Landes veranstalteten „Deutschen Tage“ legen gerade dafür ein beredtes Zeugnis ab. Diese Feiern des gesamten Deutschtums wiesen in

diesem Jahre einen äußerst starken Besuch auf. So vereinte der Deutsche Tag in Winnipeg über 6000 deutsche Menschen. Auch die in kleineren Bezirken abgehaltenen „Gautage“ erfreuten sich einer lebhaften Beteiligung. Natürlich hat es in Verbindung mit diesen Feiern nicht an Verdächtigungen gegen das kanadische Deutschtum gefehlt. Von kommunistischer und jüdischer Seite wurde ihre Staatstreue angezweifelt und der Vorwurf der „Nazi-Propaganda“ erhoben, jedoch war der „Deutsche Bund, Kanada“, der seit 1933 bestehende Volkstumsverband, in der Lage, die Angriffe erfolgreich abzuwehren.

*

Zu einem direkten Angriff auf das Deutschtum Kanadas kam es in der Stadt Kitchener, die bekanntlich früher Berlin hieß und eine rein deutsche Gründung war. Während des Weltkrieges wurde die Stadt nach dem bekannten britischen Armeeführer in Kitchener umbenannt. Der Bürgermeister dieser Stadt glaubte in das in den Septembertagen überall in der Welt einsetzende Hekonzert gegen Deutschland mit einstimm-

men zu müssen und ließ aus den Räumen des Deutschen Klubs das Hitlerbild und die deutsche Fahne entfernen, an deren Stelle dem Klub ein Bild des englischen Königspaars und die britische Flagge „vermacht“ wurden. *

In Winnipeg fand am 1. und 2. Oktober eine Gedächtnisfeier für die in Rußland in den Jahren des roten Terrors gemarterten, verstümmelten und ermordeten Rußlanddeutschen statt, zu der aus Stadt und Land die Rußlanddeutschen zu Hunderten gekommen waren. Ehemalige An-

gehörige des rußlanddeutschen Selbstschutzes ließen an Hand von Lichtbildern jene graufige Zeit von 18 Jahren wieder erstehen, worauf das von dem Lehrer P. Schmidt verfaßte vieraktige Schauspiel „Unsere Notwehr“ uraufgeführt wurde. Das Spiel behandelte ebenfalls jene sturmbewegte Zeit des Rußlanddeutchtums, als die Männer sich zum Schutze ihrer Familienangehörigen zu einem Kampfverband zusammenschlossen, der sich erfolgreich gegen die roten Mordbanden behaupten konnte. Mit einem schlichten Gedächtnisgottesdienst wurde die rußlanddeutsche Feier beendet.

Dem Gedenken unserer Toten

Hermann Braß gestorben

Vor dreieinhalb Jahren brachte der „Auslandsdeutsche“ im Februarheft zu Hermann Braß 80. Geburtstag einen ausführlichen Lebenslauf dieses hochverdienten Volkstumskämpfers, wobei dessen Arbeiten und Opfer im Dienste des Deutchtums der österreichisch-ungarischen Monarchie und später im Dienste der deutschen Volksgruppe seiner engeren Heimat, in Mähren, gebührend gewürdigt und somit der reichsdeutschen wie auch der ganzen volksdeutschen Öffentlichkeit bekannt gegeben wurde.

Heute erfüllen wir die traurige Pflicht, vom Heimgang dieses Mannes zu berichten, der am 18. Oktober in Hohenstadt im Sudetengau gestorben ist.

Als Sohn westfälischer Eltern, welche im Jahre 1848 aus Rheyt und Elberfeld nach Hohenstadt in Mähren gekommen waren und dortselbst eine Baumwollgarnfärberei gegründet hatten, wuchs er im gemischtsprachigen Gebiet auf, wo er schon frühzeitig die nationale Not erkannte, zu deren Abhilfe er dann bis an sein Lebensende all sein reiches Wissen und Können unter persönlichen Opfern im Schutzkampf gegen den tschechischen Ansturm einsetzte. Als Prediger und Förderer des Selbsthilfegebankens stand er jederzeit an der Spitze bewährter Einrichtungen der deutschen Schutzvereine.

So wurde er im Jahre 1880 Mitbegründer des deutschen Schulvereins in Wien und im Jahre 1886 Gründer des Bundes der

Deutschen Nordmährens, dessen Obmann er durch 50 Jahre lang war. Er war es, der die ersten Wanderlehrer bestellte und somit hunderten deutschen Kindern den Unterricht in ihrer Muttersprache ermöglichte. Er förderte den deutschen Gewerbestand und ihm verdanken viele deutsche Bauern die Erhaltung ihrer Scholle. 1897 gründete er für das Deutchtum Nordmährens und Schlesiens die deutsche höhere Gewerbeschule in Hohenstadt, und auch viele Volksschulen verdanken ihm ihre Entstehung.

Die vielen Werke, die Hermann Braß für das Deutchtum Mährens und Schlesiens und darüber hinaus für das ganze ehemalige Österreich-Ungarn geschaffen hat, lassen sich im Rahmen eines kurzen Überblicks nicht alle aufzählen. Ein treuer Diener seines Volkes zu sein, war sein einziger Ehrgeiz, sein heißestes Bemühen, und deshalb konnte er auch seinen eigenen Mahnruf jederzeit verwirklichen: „Bei allem, was wir tun, müssen wir darüber nachdenken; nützt oder schadet es unserem Deutschen Volke.“

Gegen den Internationalismus der deutschen Sozialdemokratie half er bei der Gründung der „Deutschnationalen Arbeiterpartei Österreichs“ mit. Mit größtem Eifer aber arbeitete er am sogenannten mährischen Ausgleich, wobei es ihm gelang, die Wünsche der Deutschen gegenüber den Tschechen zu erfüllen, wofür er von seinen Landsleuten auch den Ehrentitel „Bundesvater“ erhielt.

Auch während des Weltkrieges setzte er sich entschieden dafür ein, daß der Kurs der Wiener Regierung an der Seite des Deutschen Reiches blieb. Als er nach dem Weltkrieg sah, daß das entwaffnete sudetendeutsche Volk gegen die siegestrunkenen bewaffneten tschechischen Legionäre machtlos sei, um allein die Selbständigkeit zu erreichen, setzte er sich abermals mit den Tschechen zusammen und verhandelte mit ihnen über die Zusicherung des freien nationalen Lebens und das Versprechen einer Autonomie der deutschen Gebiete war das Ergebnis dieser Verhandlungen, mit welchem er vor die deutschen Abgeordneten trat. Das Versprechen haben die Tschechen jedoch nicht eingehalten und so machte sich Hermann Braß mehr denn je an die Schutzarbeit heran, welche er nun vor

allem im Rahmen des an die Stelle des deutschen Schulvereins getretenen „Deutschen Kulturbundes“ in Prag förderte. In Mähren selbst aber arbeitete er an der Wiederbelebung des Nordmährenbundes.

Ein Trost bleibt uns bei seinem Heimgang. Der unerschrockene Kämpfer sah sein Lebenswerk, die Heimkehr Österreichs und Sudetendeutschlands erfüllt und nicht nur seine wieder deutschgewordene Heimatstadt Hohenstadt, sondern auch das ganze sudetendeutsche Volk und darüber hinaus das gesamte deutsche Volk werden ihm Dankbarkeit und ehrenvolles Andenken bewahren. Im Haus des Deutschtums in Stuttgart werden der Name und die Taten von Hermann Braß stets unvergessen bleiben.

Aus der Stadt der Auslandsdeutschen

Sudetendeutsche danken Stuttgart

Im Monat Oktober sind bei der Stadtverwaltung Stuttgart eine ganze Reihe von Schreiben und Telegrammen eingegangen, in denen Sudetendeutsche ihrer Dankbarkeit und ihrer Anhänglichkeit gegenüber unserer Stadt Ausdruck geben. So erhielt Oberbürgermeister Dr. Strölin vor allem ein Telegramm von Konrad Henlein, in dem es u. a. heißt: „In diesen Tagen denke ich an Sie, weil Sie uns in den schweren Notzeiten immer hilfreich zur Seite standen.“

Die Sudetendeutsche Kulturgefellschaft hat an den Oberbürgermeister folgendes Telegramm gefandt: „Wir geden-

ken in dieser Erfüllungsstunde dankbar der treuen Weggemeinschaft, mit welcher Sie und das Deutsche Ausland-Institut unserem Befreiungstampe zur Seite standen.“ In ähnlichem Sinne telegraphierte auch das Sudetendeutsche Freikorps. Weiterhin gingen Zuschriften ein von Gauleiter Krebs, der bekanntlich erst kürzlich in unserer Stadt sprach, außerdem von Gauleiter Jung, vom Volksbund für das Deutschtum im Ausland, von der neuen Gauhauptstadt Reichenberg, von Dr. Guido Kolbenheyer, der bei der Eröffnung der Sudetendeutschen Kunstausstellung in Stuttgart eine Ansprache hielt, und von vielen andern Persönlichkeiten und Organisationen.

Ehrende Auszeichnung von Oberbürgermeister Dr. Strölin

In einer Sitzung des Internationalen Verbandes für Wohnungswesen und Städtebau, der 40 verschiedene Staaten, darunter Amerika und andere überseeische Länder, umfaßt, am 29. Oktober in Brüssel, übernahm Oberbürgermeister Dr. Strölin das Amt des Präsidenten des Verbandes aus den Händen von Mr. G. E. Pepler-London, dem Leiter des Planungswesens in England.

Marke



Elefant

Auslandsdeutsche trinkt den deutschen Marken-Likör

Carl Mampe, Berlin

Das Originalhaus für Mampe-Halb und Halb

Zu beziehen durch alle namhaften Auslands-Importeure

Mitteilungen des D. A. J.

Erwin-Bälz-Gedächtnisfeier im Ehrenmal

Am 25. Oktober veranstaltete das Deutsche Ausland-Institut im „Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland“ eine Gedenkfeier aus Anlaß des 25jährigen Todestages von Erwin Bälz, dem früheren Leibarzt des japanischen Kaisers.

Die Feier, an der zahlreiche Vertreter von Partei und Staat, u. a. Regierungsdirektor Dr. Drück als Vertreter des Kultministeriums und Angehörige der Familie Bälz teilnahmen, wurde von einem Triosatz aus Op. 1, Nr. 3, Allegro con brio von Beethoven eingeleitet. Danach ergriff der Präsident des Deutschen Ausland-Instituts, Oberbürgermeister Dr. Strölin, das Wort und würdigte die großen Verdienste von Erwin Bälz, der fast 30 Jahre in Japan gelebt und dort vorbildlich für sein Deutschtum gewirkt hat. Durch die Anwesenheit des Sohnes von Erwin Bälz, dessen Verdienst es ist, die Aufzeichnungen seines Vaters der Öffentlichkeit übergeben zu haben, erhielt diese Feier noch eine persönliche Note. Gerade diese Aufzeichnungen legen Zeugnis ab für den klaren und offenen Blick für alle Tatsächlichkeiten des Lebens, für seine zähe und unbedingte Willenskraft, mit der er seine Forschungsarbeit durchgeführt hat. Sie sind aber zugleich ein Zeugnis für den lebendigen Familiensinn, mit dem er sich stets dem Schwabenland verbunden fühlte. Diese Beziehungen bestehen heute noch unvermindert fort, da ja eine große Anzahl von Württembergern als Kaufleute in Japan tätig sind und erst vor kurzem der Führer und Reichskanzler die Vertretung des Deutschen Reiches dem schwäbischen Landmann, Botschafter Ott anvertraut hat. Oberbürgermeister Dr. Strölin fuhr dann wörtlich fort:

„Das Deutsche Ausland-Institut fühlt sich in besonderem Maße als Hüter dieser Beziehungen und Ueberlieferungen. In allen Sammlungen des Instituts sind die Lebenszeugnisse der Deutschen in Japan vertreten. Besucher aus Japan sind regelmäßige Gäste

bei unseren großen Tagungen. Als äußeres Zeichen unserer Arbeitsverbindung wird Anfang nächsten Jahres in der Schriftenreihe des Deutschen Ausland-Instituts ein Band erscheinen „Geschichte der Deutschen in Japan“ vom Präsidenten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Kurt Meißner-Totio.

Gerade in diesen Tagen sind im Gewerbemuseum in Stuttgart Zeugnisse japanischer Handfertigkeit ausgestellt. Es besteht die Absicht, im Laufe der nächsten Zeit hier in Stuttgart eine besondere Japan-Ausstellung zu veranstalten. Diese Pflege der engen Beziehungen ist besonders wichtig in einem Zeitpunkt, in dem das japanische Volk sich mit dem deutschen und dem italienischen eingereicht hat in den Abwehrkampf gegen den völkerzerstörenden Bolschewismus.“

Zum Schluß begrüßte Oberbürgermeister Dr. Strölin den anwesenden Botschafts-Attaché Sugiura und bat ihn, in seiner Heimat zu berichten, wie sehr die Stadt der Auslandsdeutschen und das Deutsche Ausland-Institut durch diese Ausstellung der engen und herzlichen Beziehungen gedenken, die Japan und Deutschland miteinander verbinde.

Nach ihm sprach Admiral a. D. Förster, der Präsident der Deutsch-japanischen Gesellschaft. Er gab ein eindrucksvolles Bild des Arztes und Forschers Erwin Bälz und wies darauf hin, wie sehr diesem immer daran gelegen war, das Wesen des japanischen Volkstums zu ergründen und durch den Aufweis des Bildes vom heldischen Menschen der deutschen Heimat nahe zu bringen. Am Schluß seiner Rede überreichte er dem Sohn der Arztes, Erwin Toki Bälz, die Goldene Medaille der Deutsch-japanischen Gesellschaft. Darnach verließ Botschafts-Attaché Sugiura in einer kurzen Ansprache der engen politischen und kulturellen Verbundenheit zwischen Deutschland und Japan Ausdruck und würdigte die Verdienste des großen Verstorbenen.

Hauptkassier: Dr. Hermann Rüdiger, Stuttgart-S. Danziger Freiheit 17. Anzeigenleiter: Otto Rau, Stuttgart-S. D. A. III. Bl. 38, 5053. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 9. Herausgeber: Deutsches Ausland-Institut, Stuttgart. Druck und Verlag: Karl Weinbrenner & Söhne, Stuttgart-S. Kolbstr. 4 C. Zuschriften, welche die Schriftleitung betreffen, sind an diese zu richten, alle übrigen an den Verlag.



Phot. Fremdenverkehrsamt, Stuttgart

Stuttgart, die Stadt der Auslandsdeutschen

wünscht

den Deutschen in aller Welt viel Glück im neuen Jahr!

Ketten fielen im Memelland



Mit der Aufhebung des Kriegszustandes im Memelgebiet flammte der dreizehn Jahre lang durch die Zwangsmaßnahmen der litauischen Regierung in Schach gehaltene Freiheitswille der Memelländer mächtig auf. Eine der ersten Taten war die Wiederaufrichtung des von den Litauern im April 1923 gestürzten Vorkriegs-Standbilds. Unser Bild zeigt das wiederhergestellte Denkmal, vor dem vier Männer des Memeldeutschen Ordnungsdienstes die Wache halten



Ein einmütiges Bekenntnis der Memeldeutschen zum deutschen Volkstum und zur nationalsozialistischen Weltanschauung wurde die Ende November im Hindenburg-Hain abgehaltene Heldenehrung. Über dreißigtausend Memeldeutsche nahmen an der Kundgebung, von der unser Bild einen Ausschnitt gibt, teil und lauschten der Ansprache ihres Führers Dr. Neumann



(Zeichnung DMS)

Die deutsche Schule in Mexiko

Unser Bild zeigt das Modell der Deutschen Schule in Mexiko, deren Grundsteinlegung im August d. Js. stattfand. Wie aus dem obigen Modell ersichtlich ist, verspricht das Gebäude eines der schönsten Schulgebäude im Ausland zu werden. Es wird allen modernsten und hygienischen Anforderungen genügen. Durch die große Opferfreudigkeit der deutschen Kolonie sind die Mittel für das Schulgebäude selbst schon aufgebracht. Eine augenblicklich durchgeführte Sammlung soll auch den Bau eines Schwimmbades und eines Schülerheims ermöglichen. Nach ihrer Fertigstellung wird die Schule etwa 1250 Schülern Platz bieten.

Die Entwicklung der Deutschen Schule zeigt, wie groß die Hochachtung ist, die in Mexiko der deutschen Erziehungsarbeit entgegengebracht wird.

Die Entwicklung der Deutschen Schule aus den kleinsten Anfängen heraus zeigt, wie hoch die deutsche Erziehungsarbeit in Mexiko eingeschätzt wird. Die Schule wurde am 14. Oktober 1894 mit zehn Schülern eröffnet. Heute besuchen über 1000 Schüler und Schülerinnen die Schule, die in 29 Klassen eingeteilt ist und in der 49 Lehrkräfte unterrichten.